

Wiener Zeitschrift

für

Volkskunde.



Organ des Vereines für Volkskunde in Wien.

Redigiert von

Prof. Dr. Michael Haberlandt.

XXV. Jahrgang 1919.

Mit 39 Textabbildungen und 20 Notenbeispielen.



Wien 1919.

Im Selbstverlage des Vereines.

Kommissionsverlag: F. Tempsky, Wien, IV. Johann Straußgasse Nr. 6.

Buchdruckerei Helios, Wien.

Inhaltsverzeichnis des XXV. Jahrganges.

	Seite
Inhaltsverzeichnis	III
Verzeichnis der Abbildungen	IV

I. Abhandlungen und größere Mitteilungen.

Dr. V. Geramb und V. Zack: Das Steyrer Kripperl. (Mit 9 Textabbildungen und 20 Notenbeispielen.)	1
Dr. Artur Haberlandt: Vor- und frühgeschichtliche Überlieferungen im Volksbesitz der Gegenwart. (Mit 29 Abbildungen.)	75

II. Kleine Mitteilungen.

Dr. E. Weinkopf: Volkstümliche Pflanzenbenennung im niederösterreichischen Waldviertel	40, 91
L. Führer: Die Bevölkerung Montenegros	44
W. Tschinkel: Schimpf- und Spottnamen im Gottscheer Volksmunde	46
E. Neweklowsky: Die Montenegriner als Jäger und Fischer. (Mit 2 Textabbildungen.)	49
Dr. G. Gugenbauer: Wandern und Skizzieren	50
Dr. H. Kindermann: Ein heiliges Kummernis-Bild	95

III. Ethnographische Chronik.

Mythologische Abende	96
Wiederverwendung schmiedeiserner Grabkreuze	96

IV. Volkskundliche Literatur.

Prof. Dr. A. Hauffen: Geschichte des deutschen Michel	50
Karl Reiterer: Altsteirisches	51
A. Dopsch: Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kultur-entwicklung aus der Zeit von Caesar bis auf Karl den Großen, I.	51
L. Radermacher: Beiträge zur Volkskunde aus dem Gebiete der Antike	54
Kriesche: Heimat	55
E. Hoffmann-Krayer: Volkskundliche Bibliographie für das Jahr 1917	56
Dr. Ing. H. Schwab: Das Schweizer Haus, sein Ursprung und seine konstruktive Entwicklung	56
Dr. Schmidt: Das sächsische Bauernhaus und seine Dorfgewossen	60
Dr. W. Jännecke: Das rumänische Bauern- und Bojarenhaus	60
Dr. G. Kyrle: Siedlungs- und Volkskundliches aus dem wohynischen Poljesie	61
Österreichische Kunsttopographie, Bd. XVII: Urgeschichte des Kronlandes Salzburg. Bearbeitet von Dr. G. Kyrle	97
Prof. Dr. L. Rüttimyer: Über einige archaische Gerätschaften und Gebräuche im Kanton Wallis und ihre prähistorischen und ethnographischen Parallelen	97
Südtirol: Land und Leute vom Brenner bis zur Salurner Klause	98
H. Rotter: Die Josefstadt. Geschichte des 8. Wiener Gemeindebezirkes	99
N. Krebs: Deutschösterreich	99
N. Krebs: Die Grenzen des deutschen Volkstums	99
Dr. E. Wunderlich: Handbuch von Polen (Kongreßpolen)	99
Armenien: Beiträge zur armenischen Landes- und Volkskunde	100
V. Geramb: Von Volkstum und Heimat	100

	Seite
Dr. O. W e r s e: Deutsche Heimat und Stammesart im Unterricht an höheren Schulen	100
Dr. P. H e r m a n n: Einführung in die deutsche Mythologie auf höheren Lehranstalten	100
Dr. P. H e r m a n n: Glaube und Brauch der alten Deutschen, im Unterricht auf der Oberstufe höherer Schulen	100
Böhmerwälder Dorfbücherei	101

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum für Volkskunde.

Jahresversammlung, Stifter- und Gründerbeiträge, Veröffentlichungen, Museumsarbeiten, Mitgliederbewegung	62
Jahresbericht des Vereines und Museums für Volkskunde für das Jahr 1918	64
Auszug aus den geänderten Statuten	74
Prof. Dr. M. H a b e r l a n d t: 25 Jahre Verein und Museum für österreichische Volkskunde	102
Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum (Eröffnung des Museums im Frühling 1920, Subventionen und Spenden, Zeitschrift für Volkskunde, Mitgliederbewegung)	106

Verzeichnis der Abbildungen.

Fig. 1. Die Bühne des Steyrer Kripperls	2
Fig. 2. Grundriß des Steyrer Kripperls	4
Fig. 3. Aufriß des Steyrer Kripperls	5
Fig. 4. Die „Schlögler“	15
Fig. 5. Der Wallischhans mit seiner Alten, die Traubenwirtin und der Hausknecht	19
Fig. 6. Die Wildbratschützen	20
Fig. 7. Die Schwoagaleut	22
Fig. 8. Die Kindstauf	27
Fig. 9. Flucht nach Ägypten	28
Fig. 10 Fuchsfalle aus Montenegro	49
Fig. 11—13. Altertümliche Herdsteine aus Kastell Tessino	77
Fig. 14—25. Alte Gefäßformen in der bäuerlichen Töpferei	77
Fig. 26—39. Spinnstab-Beigaben aus frühmittelalterlichen Frauengräbern in Ungarn	85, 88

I. Abhandlungen und größere Mitteilungen.

Das Steyrer Kripperl.

Von Dr. Viktor R. v. Geramb und Direktor Viktor Zack (Graz).

Im Lande ob der Enns lebt in der guten und ehrenreichen Eisenstadt teyr bis zum heutigen Tage ein altes Weihnachts-Puppenspiel unter dem Namen „Steyrer Kripperl“ fort. Seinem Inhalte nach ist es eine Verknüpfung ernster religiöser und lustiger, lose aneinander gereihter Volksszenen. Die darstellenden Figuren sind geschnitzte und bekleidete, etwa 0 cm hohe Puppen. Der Schauplatz ist eine als dreiteilige Bühne eingerichtete große volkstümliche Weihnachtskrippe mit Krippenberg und Krippenstadt. Die Krippenstadt zeigt das alte Steyr und in die zahlreichen olkstümlichen Szenen spielt durchaus die Ortsfarbe von Steyr hinein.

Es ist ein bodenständiges Volks-Puppenspiel im besten Sinne des Wortes und es ist für jeden Freund guter Volkstümer eine wahre Freude, daß es auch in unseren Tagen noch immer gespielt werden kann. Ja, es ist heute, wo es dank den Bemühungen der Vereinigung für Heimatschutz in Steyr wieder alljährlich von Allerheiligen bis Lichtmeß fleißig gespielt wird, auf alt und jung ganz dieselbe, vielleicht sogar mehr Anziehungskraft als vor 150 Jahren, wo es an derselben Stätte sicher auch schon gespielt wurde. Es ist durch sein Fortleben und durch die Lebhaftigkeit des Besucherzuspruches, dessen es sich seit zehn Jahren wieder neu erfreut, ein hoffnungsvoller Beweis für die Tatsache, daß gute Volkskost auch heute noch gern begehrt wird und ein wirksames Gegengewicht gegen schlechte Kinodramen zu sein vermag. Darin und in der tiefen beglückenden Wirkung, die sich jedem aus den leuchtenden Augen und dem jubelnden Drängen der Kinderscharen mitteilt, liegt der gewaltige allgemeine Wert dieses Spieles. In der treuen Überlieferung alten bodenständigen Volkstums in Versen, Liedern, Schnurren, Trachten und Bräuchen stellt sich dazu auch noch ein bedeutender erzieherischer und heimatlicher Wert. Aus diesen Gründen würde das Steyrer Kripperl über die Vereinsbeschränkung hinaus eine kräftige staatliche Unterstützung wohl verdienen.

Abgesehen von all dem, kommt diesem Spiele, das wohl zu den letzten lebenden Enkelkindern einer einst großen Familie gehört — falls es nicht das letzte ist —, auch noch ein reicher volkskundlicher und kunstschichtlicher Gehalt zu, der eine eingehende Würdigung in diesen Blättern gewiß rechtfertigt.

Im August 1917 und im April 1918 wurden uns die einzelnen Lieder und Texte des Spieles, das nirgends aufgeschrieben, vielmehr reine Überlieferung ist, von den beiden Spielern, Frau Josepha Mohr und Herrn Ferdinand Schmiedinger, vorgeführt und außerdem

von der Vereinigung für Heimatschutz in Steyr für uns eine Sonderaufführung des ganzen Spieles veranstaltet. Allen Beteiligten, vor allem Herrn Lyzeumsdirektor Prof. Dr. E. Pillewizer, Herrn Handelskammerrat Meister Sommerhuber und Herrn Prof. G. Goldbacher, den treuen Hütern des Steyrer Kripperls, sei auch an dieser Stelle herzlicher Dank gesagt. Zu besonderem Dank fühlen wir uns auch dem Herrn Dr. Hans Comenda verpflichtet, der uns seine schon früher aufgenommenen Weisen zu verschiedenen Gesängen des Spieles in liebenswürdigster Weise zur vergleichenden Benützung überließ.

Wenn wir nun versuchen, eine möglichst genaue Darstellung des Schauplatzes, der Spielweise, des Spieles und endlich der kunstgeschichtlichen und volkskundlichen Stellung des Steyrer Kripperls zu geben, so hoffen wir damit nicht nur der Volkskunde und allen Freunden bodenständiger Volkstümer einen Dienst zu erweisen, sondern auch dem altväterischen, fröhlichen und doch in all seiner Einfachheit tief ergreifenden Spiele gute neue Freunde zu gewinnen.

I. Die Schaubühne.

Das „Steyrer Kripperl“ hat ehemals, soweit die Erinnerung der Stadtbewohner zurückreicht, sein Dasein stets in verschiedenen Einkehrwirthshäusern gefristet¹⁾. Zu-

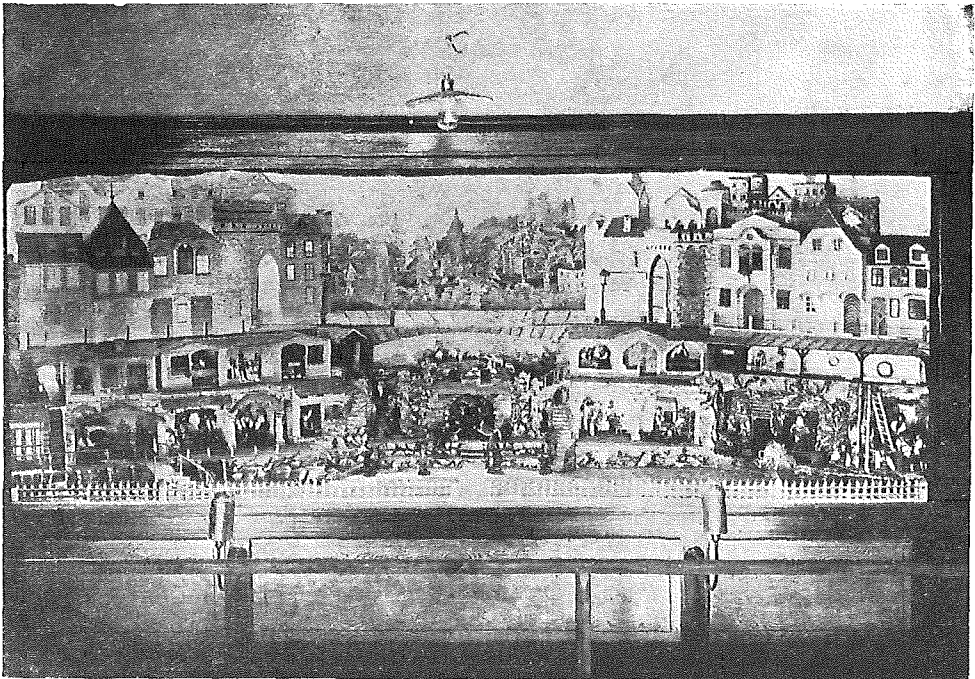


Abb. 1. Die Bühne des Steyrer Kripperls.

¹⁾ G. Goldbacher, „Das alte Krippentheater in Steyr“. Unterhaltungsbeilage der Linzer Tagespost Nr. 51, Jahrgang 1913.

letzt war es in Mitters Gasthof „zur goldenen Sense“ in der Sierningerstraße Nr. 30 beherbergt. Seit etlichen Jahren hat es die Vereinigung für Heimatschutz in Steyr in ihren Besitz gebracht und vorläufig im alten Kollerhause an der Enns in der Harratsmüllerstraße nicht weit von der Brücke aufgestellt. Ein hübsches Aushängeschild, darstellend den Nachtwächter mit Horn und Hellebarde und mit der Unterschrift „Steyrer Krippel“ bezeichnet das Haus.

Der Zuschauerraum ist ein kleiner, ganz schlichter Saal mit wenigen leicht aufsteigenden Sitzreihen. Die eine Schmalseite des Saales ist durch die in Tischhöhe (90 cm über dem Fußboden) aufgestellte, unten mit einer Holzverkleidung (Rahmen) abgeschlossene Schaubühne vollständig ausgefüllt. Nur seitlich führen zwei schmale, durch dunkle Tuchvorhänge verdeckte Eingänge in das streng verschlossene geheimnisvolle Heiligtum der „Bühne“. Diese selbst ist vorne durch ein niederes Holzgitterchen und im übrigen durch einen gemalten Bühnenvorhang (4.68 m lang und 1.60 m hoch) abgeschlossen. Der Vorhang stellt eine verblaßte Ansicht von Neapel dar. Wenn sich der Vorhang erhebt, erblicken wir das Bühnenbild, wie es sich uns auf Abb. 1 zeigt. Doch muß dabei bemerkt werden, daß es leider unmöglich ist, am Lichtbild auch die Tiefenwirkung wiederzugeben. Er erscheint hier alles auf eine Ebene geworfen, während in Wahrheit zwischen dem vorderen Bühnenrand und dem Hintergrund der oberen Rückbühne (Hinterbühne; am Bilde: Waldlandschaft in der Mitte des Hintergrundes) ein Abstand von nahezu 3 m besteht. Doch wird das Bild und der folgende Text, wie wir hoffen, durch die von Herrn Prof. Dr. E. Pillewizer gezeichneten und in entgegenkommendster Weise zur Verfügung gestellten Grund- und Aufrisse leicht und klar verständlich werden (Abb. 2 und 3). Wie das Bild und der Aufriß (Abb. 1 und 3) zeigen, baut sich die Bühne in drei großen Stufen terrassenförmig auf. Die unterste Stufe, der Boden des Vordergrundes, der am Lichtbilde am größten erscheint, wird im Spiel selbst, sozusagen gar nicht benützt. Er trägt nur einen Brunnen, einige weidende Schafe und ein paar Hirtenfiguren, die auf die eigentliche Krippe zugehen. Diese, der Mittelteil der untersten Terrasse, befindet sich in derselben wagrechten Ebene wie die unteren Handwerkerstätten, reicht aber auch noch in deren oberen Reihe hinauf und ist gegen den eben besprochenen Bühnenboden des Vordergrundes selbst ein wenig (um 11 cm) erhöht. Dadurch gewinnt sie eine gewisse beherrschende Stellung auch zu den Hirtenfiguren des Vordergrundes. In der Tat ist dieser im Grund- und Aufriß als „Krippe“ bezeichnete Teil der ganzen Schaubühne Mittel- und Ausgangspunkt. Sie ist für sich genommen ein kleines volkstümliches Weihnachtskrippel. Wir sehen die gemauerte Stallruine und darin die heilige Szene der Geburt: das Kindelein im Krippelein, daneben Maria und Josef, dahinter Ochs und Esel, also den uralten, schon seit dem frühen Mittelalter nachweisbaren Kern jeder Krippendarstellung. Ober der Stallruine zeigt sich der alte, vertraute Krippenberg¹⁾, auf dem die Lämmer weiden und von dem wir einen Blick in eine weite Gebirgslandschaft links und in eine Stadt rechts tun können. Vom Berge führen beiderseits der Krippe über schmale Felsklüfte Treppen zum Vordergrund herab. Im übrigen aber steht dieser ganze Teil des Schauplatzes ohne jeden Zusammenhang, ja vielfach geradezu im Widersinn zum übrigen Bühnenbild. Gerade darin aber liegt seine volkstümliche Echtheit. Denn es ist echt volkstümlich, daß jener Teil, jene kleine eigentliche „Krippe“ in das Gesamtgefüge des großen „Steyrer Krippels“ als ein Bild für sich, wie ein Reliefstück aus einem gotischen Flügelaltar, ohne besondere Abgrenzung hineingesetzt ist. Und es ist echt volkstümlich, daß es dabei in seinen Maßverhältnissen mit den daneben übergroß erscheinenden Werkstätten rechts und links in Gegensatz gerät und daß sich

¹⁾ G. Hager, Die Weihnachtskrippe, München 1902, S. 142, sagt: „Da der ‚Berg‘ schon 1627 in der Krippe von Frauenchiemsee erwähnt wird, also in einer Zeit, wo in Altbayern die Kunst noch in mannigfachen Fäden mit der Spätgotik zusammenhing, so liegt der Gedanke nicht ferne, daß uns in dem Krippenberge noch das landschaftliche Auge des Mittelalters anblickt.“

AUFRISS zomt STEYRER KRIPPERL.

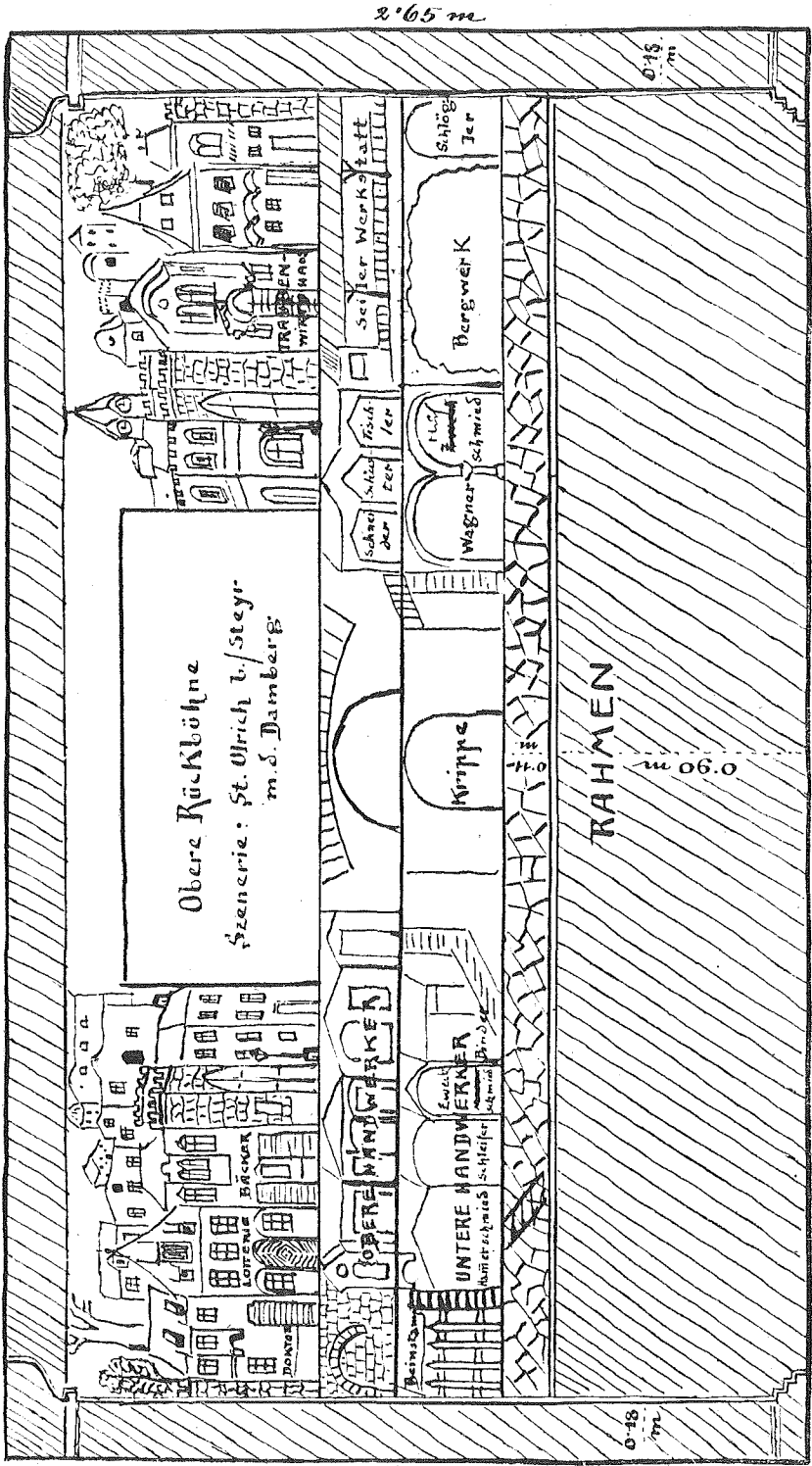


Abb. 3. Aufriß des Steyrer Krippels.

über dem Firmament ober dem Krippenberg und ober der Krippenlandschaft neuerdings eine viel größere, nähere und greifbarere Stadt ausbreitet. Gerade diese Zeit- und Raumwidrigkeit, besser gesagt, dieses selbstverständliche Hinwegsetzen über Raum und Zeit, das sich ja in alten Kunstwerken immer wieder findet, gehört mit zu den reizvollsten Eigenarten der Volkskunst.

Übrigens ist diese eigentliche „Krippe“ nicht nur inhaltlich, sondern auch tatsächlich in das Gefüge des übrigen Bühnenbildes nur hineingestellt. Denn die „Krippe“ ist auswechselbar und wird zu den verschiedenen heiligen Zeiten auch wirklich gewechselt. So wird z. B. im Advent ein ganz anderes Szenenbild hier eingefügt, nämlich die Kammer der seligsten Jungfrau und die Verkündigung des Erzengels Gabriel. Erst vom heiligen Abend an erscheint die eigentliche Krippe, der vom 5. Jänner an die heiligen drei Könige zugesellt werden, während später noch die Beschneidung im Tempel und die Flucht nach Ägypten hiehergesetzt werden. Alle diese religiösen Bilder werden im Gegensatz zum übrigen Spiele durch unbewegliche Figurengruppen vorgestellt. Das Volk fühlt in dieser Unbeweglichkeit in feinsinniger Weise etwas Erhabenes und Weihevolltes, das um so tiefer in seiner ruhevollen Hoheit wirkt, je lauter und fröhlicher sich ringsum die übrigen weltlichen Gruppen bewegen. Es ist ganz dasselbe wie beim bäuerlichen Paradeis- und Hirtenspiel, wo sich auch um ein kleines unbewegliches Figurenkripperl die lebendigen Spieler bewegen.

Rechts und links von diesem Haupt- und Mittelstück sind die Darstellungen des bodenständigen Handwerkerlebens und Kleingewerbes angereiht. Es sind zwei Stufen übereinander, die in insgesamt 18 Abteilungen ebensoviele Handwerkerstätten aufzeigen. Vielleicht ist es kein Zufall, daß zwischen der oberen und der unteren Stufe ein leiser Unterschied besteht: unten sind die ans Wasser gebundenen oder doch der Stadt etwas abseits gelegenen Werkstätten und oben die mehr ins Getriebe der Stadt einbezogenen Handwerke dargestellt. So finden wir unten links: die Knochenstampfe („den Boanstampf“), den Hammerschmied, den Schleifer, den Zweck- (Nagel-) Schmied und den Faßbinder und rechts den Wagner, den Hufschmied, das Bergwerk und die „Schlögler“ (Pilotenschlager). Mehr als die Hälfte dieser unteren Gruppe gehört also dem Steyrer Eisengewerbe an. Mit der oberen Stufe ist die untere nur durch das Mühlrad ganz links verbunden, das vom Wasserschwall, der auch „den Boanstampf“ und den „Hammer“ treibt, seine Kraft erhält. Wir finden links oben neben dem Mühlrad zunächst die Mühle, daneben den Bäcker, dann den Drechsler, weiter den Weber und ganz im Mittelgrund den Fleischer und rechts den Schneider, Schuster, Tischler und endlich die langgestreckte Seilerwerkstätte. — Alle diese Handwerkerstätten sind m e c h a n i s c h beweglich und mit mechanischen Figuren ausgestattet. Sie unterscheiden sich dadurch wesentlich einerseits von den unbeweglichen religiösen Gruppen und andererseits auch von den von Menschenhand bedienten Puppen des eigentlichen szenischen Puppenspielles, das sich räumlich um eine Stufe höher, nämlich oben im Stadtbild und teilweise auf der Hinterbühne und zeitlich um eine Stufe später, nämlich erst nach den Handwerkerszenen abspielt. Diese dritte und oberste Stufe stellt ursprünglich zweifellos abermals die Krippenstadt vor, freilich im Gewande des alten Steyr. Schöne Steyrer Bürgerhäuser, zum Teil von der Vereinigung für Heimatschutz in besonders sorgfältigen Modellen erneuert, erfreuen das Auge des Beschauers und breiten über das Ganze die tiefe Behaglichkeit des bodenständigen Heimattums. Unter den Häusern der Stadt haben im Spiel selbst die drei linken vorderen, das Doktorhaus, das Lottoamt und das Bäckerhaus und rechts vorn namentlich das Traubenwirthaus besondere Bedeutung. Wie die Handwerkerstätten, so ist auch diese Stadt in eine rechte und eine linke Gruppe geschieden. Zwischen beiden breitet sich, von zwei Stadttoren und zwei Laternen gemarkt, die Hauptbühne („Figurenbahn“ des Grundrisses) für das Puppenspiel aus, die sich allerdings in derselben Ebene als ein schmaler Streif („Gassen“ des Grundrisses) auch rechts und links vor die Häusergruppen fortzieht. Doch finden hier seitlich mehr die kleinbürgerlichen Szenen statt, während sich die großen Aufzüge (Davidszug, Einzug der heiligen drei Könige, Fron-

leichnamfest, Gasselfahren usw.), alle auf der eigentlichen Figurenbühne zwischen den beiden Stadttoren und den beiden Laternen abspielen. Hier ist ein am Grundriß (Abb. 2) deutlich erkennbarer, ziemlich breiter „freier Raum“, unter welchem sich die Personen zu schaffen machen, die das Puppenspiel zu sprechen und zu singen und die Figuren zu bewegen haben. Ihre Gestalten sind durch die Szenerie des Vorder- und Mittelgrundes (erste und zweite Bühnenstufe) vor den Zuschauern verdeckt. Die dritte Bühnenstufe, Stadt und Hinterbühne befindet sich bereits ober und hinter den Köpfen jener spielenden Personen. Die Figuren werden von diesen Personen, ganz wie beim Kasperltheater, in die Höhe gehalten und auf der „Figurenbahn“ (einem wagrechten, schmalen, dem Zuschauer ebenfalls verborgenen Laufbrettchen hin und her geschoben¹⁾). Dadurch unterscheidet sich die Spielart vom Marionettenspiel, bei dem die Figuren bekanntlich an Drähten und von oben her gehandhabt werden.

Hinter dem freien Spielraum und zwischen den beiden Stadtgruppen zeigt sich uns als abschließender Hintergrund am Bilde (Abb. 1) eine Waldlandschaft. Es ist das der Vorhang der Hinter- oder „Rück“-Bühne, die während des Puppenspieler mehrmals in Verwendung tritt. Wenn sich der kleine Vorhang der Rückbühne hebt, sehen wir eine liebliche Landschaft: das Bergkirchlein St. Ulrich bei Steyr mit dem waldigen Damberg im Hintergrund. — Alle rein ländlichen (Alm-, Jäger- und Bauern-) Szenen spielen auf dieser Hinterbühne.

Wir können also nach doppelter Hinsicht eine Dreistufigkeit im Aufbau des Steyrer Krippelers feststellen: Räumlich in der Unterbühne mit dem religiösen Kern, in der Mittelbühne mit den Handwerkerszenen und in der Oberbühne mit den städtisch-bürgerlichen Puppenspielszenen, zu der als eine Art Anhang noch die Rückbühne für die ländlichen Szenen tritt. — Zeitlich zeigt sich uns die Dreistufigkeit im religiösen Beginn des Spieles, im darauffolgenden mechanischen Handwerkertreiben und endlich im lustigen Figurenspiel. Auch diese Dreistufigkeit, zu der parallel mit der Reihenfolge der räumlichen und zeitlichen Stufen auch eine dreifache Art der Figuren (unbeweglich, mechanisch bewegt und mit der Hand bewegt) hinzukommt, läßt uns ohne Zweifel die Altertümlichkeit des ganzen Spieles fühlen, dessen Bühne an das alte *Theatrum mundi* und an die mittelalterlichen Volks-, aber auch an die bayrischen Passionsspielbühnen denken läßt.

II. Die Spielweise.

Wenn wir durch den schmalen Seitenvorhang „hinter die Kulissen“ schlüpfen, so ist das von vorn so märchenhafte, schöne Bild freilich bedeutend umgewandelt. Da hängen und liegen zwischen Streifen von aufgespannter Leinwand und Pappe zahllose Figurengruppen in ganzen Päckchen beisammen; da steht in einem Winkel der Phonograph, der das Theaterorchester bedeutet; daneben lehnen Kinderpistolen und Trommeln, Spiritusfidibusse und Tschinellen und in einer anderen Ecke baumeln neben Schellenkränzen ein paar Käs- und Butterglocken samt ihren Holzklöppeln, die das herrlichste Geläute täuschend wiedergeben. Dazu überall elektrische Steekkontakte für die Beleuchtungseffekte und Hebel und

¹⁾ Der technische Ausdruck lautet nach Goldbacher a. a. O. „durchgezogen“.

Schrauben für die mechanischen Gruppen der Handwerker. Dabei ist der ganze Raum so klein, daß man sich in dem Gewimmel von Puppen und Vorrichtungen kaum rühren kann. Es ist die richtige Schnürbodenwelt in kleiner, aber um so gedrängterer Auflage. Und diese ganze wirre Welt meistern nun die Spieler. Das sind keine gelehrten Schauspieler und Theaterleute, sondern ganz schlichte ungeschulte Kräfte aus dem Volke. Und darin liegt ein neuerlicher besonderer Reiz des Steyrer Kripperls. Vergessen sind leider die Namen der Generationen von Spielern, die ehemals hier ihres Amtes gewaltet haben. Denn es ist, wie gesagt, nichts Schriftliches über dieses weihnachtliche Puppenspiel aufzufinden. Es wird aber wohl immer so, wie noch heute, gewesen sein: Schlichte Leute aus dem Volke, die freilich eine mehr als gewöhnliche Gabe an Mutterwitz und Eulenspiegel-Schalkheit mitbekommen haben, werden es immer gewesen sein, die den toten Puppen Sprache und Bewegung eingehaucht haben. Gewöhnlich werden sie schon als Kinder eifrige Kripperlbesucher gewesen sein und viele der ständig wiederkehrenden Liedlein und Sprüchlein schon damals zu festem Innenbesitz gemacht haben. — So verhält sich's auch mit *Joseph a Mohr*, der schlichten aus den Arbeiterkreisen der Waffenfabrik stammenden Frau, die heute neben ihrer schweren Berufsarbeit immer noch all die Liebe und nimmermüde Begeisterung aufbringt, das Spiel von Allerheiligen bis Lichtmeß jeden Sonntag fünf- bis sechsmal zu spielen. Sie darf wohl mit Recht die Seele des Steyrer Kripperls genannt werden. Und sie ist die richtige Seele. Etwas vom gütigen Behagen der märchenerzählenden Mutter und dazu eine Fülle goldenen, nie versiegenden und nie verlegenen Humors ist über ihr ganzes Wesen gebreitet. Die gemüthliche Steyrer Mundart mit ihrem leisen und traulichen Sington, der durchaus echte, niemals gemachte und von keiner geschulten Bühnenkraft je so zu erreichende volkstümliche Humor, der sprudelnde Mutterwitz, der sich am Jubeln und befreienden Lachen der zuhörenden Kinderscharen immer wieder neu entzündet und die Spielerin aus dem Stegreif immer wieder neue Späße erfinden läßt, das alles verleiht ihrem Spiele einen natürlichen Reiz, der uns im Vergleich mit den heute üblichen Volksbelustigungen in Kino-Schauerdramen wahrhaft wie eine Erlösung wohlthuend berührt. Seit kurzer Zeit ist der Frau Mohr als Partner der Maschinisteller aus der Waffenfabrik Herr *Ferdinand Schmiedinger* zur Seite gestellt. Er ist langjähriger Spieler im Gesellen-Haustheater und ist namentlich für die männlichen Rollen eine wertvolle Stütze. Über seine prächtige Art, den wütenden, brüllenden Bartel zu geben, haben nicht nur die Kinder, sondern auch wir Großen wahrhaft Tränen gelacht.

Diesen beiden Hauptspielern stehen nur noch ein paar Buben zur Seite, die namentlich das Hin- und Hertragen der Figuren, das Glockenläuten und überhaupt das Hervorzaubern der verschiedenen Licht- und Schallwirkungen besorgen. Die Schlagfertigkeit, Geistesgegenwart, Blitzschnelle und Sicherheit in der Bedienung der Figuren ist, namentlich,

wenn man das gleichzeitige Singen und Sprechen dazuhält, keine ganz leichte Sache und erfordert viel Übung und Geduld. Weniger schwierig dürfte das Einlernen der Rollen sein. Denn — und auch darin liegt wieder ein sehr anheimelnder, echt volkstümlicher Zug — denn die Texte sind durchaus nicht streng eingelernt und Wort für Wort festgesetzt, sondern im Gegenteil völlig fließend, leicht und beweglich. Sie werden rasch, kasperltheatermäßig und ohne jeden Zwang gesprochen, immer wieder mit neuen Augenblickseinfällen durchsetzt und von den jeweiligen Eingebungen der Spielenden geformt. Nur die Hauptfäden, der Wesensinhalt der einzelnen — übrigens durchaus sehr kurzen — Szenen ist gegeben. Die Worte wechseln vielfach. Fester Bestand sind nur die Lieder und Liedertexte, die wir im folgenden bringen werden. Aber auch sie sind, wie überhaupt alle Szenen, von sehr verschiedenem Alter und von sehr verschiedenem Werte. Das älteste sind zweifellos die religiösen Szenen. Alt werden auch die mechanischen Handwerkergruppen sein. In den lustigen Volksszenen aber kann man recht gut ein sehr verschiedenes Alter feststellen. Von ganz alten volkstümlichen Schnurren bis herauf in die Mitte des 19. Jahrhunderts finden wir da alle möglichen Kinder des volkstümlichen Humors lose und ohne jeden Übergang aneinandergereiht. Bemerkenswert muß schließlich auch noch werden, daß durchaus nicht etwa alle Szenen, die wir im folgenden anführen, bei jeder Aufführung gespielt werden. Das ist vielmehr nie der Fall. Was wir im folgenden geben, ist so ziemlich das Gesamtrepertoire, aus dem bei den einzelnen Aufführungen immer geschöpft wird. Vieles ist erst im Laufe der Zeiten dazu gekommen, manches einst Gespielte dürfte heute auch schon verloren sein. Auch die Reihenfolge der Szenen ist ganz frei. Nur gewisse Aufeinanderfolgen werden in der Regel festgehalten: So folgen nach den religiösen Szenen (die aber selbst, wie schon gesagt, nach dem Festkalender wechseln) stets die Handwerkerszenen; d. h. also, die beiden ältesten Szenengruppen, der Kern des Spieles bleiben im wesentlichen immer gleich.

Die Fülle von Szenen, die uns in zweistündiger Aufführung vorgespielt wurden, während das Spiel sonst nur eine Stunde dauert, beweist den erstaunlichen Reichtum und die in langer Entwicklung immer wieder neue Szenen schaffende Erfindungskraft der Spieler aus dem Volke. Gespielt wird von Allerheiligen bis Lichtmeß jeden Sonn- und Feiertag nachmittag, oft fünf bis sechs Spiele hintereinander. Dennoch ist der Besuch immer erfreulich stark.

III. Das Spiel.

Im kleinen Raum drängt sich erwartungsvoll eine Schar fröhlicher Zuhörer, meist Kinder und harret unruhig und gespannt des Beginnes. Endlich ertönt ein Glockenzeichen, der Raum wird finster und bei noch geschlossenem Vorhang erklingt aus dem Innern des Heiligtums in zittrigen Grammophontönen (früher war's ein Werkel) Abts gutes, altes Lied: „Früh morgens, wenn die Hähne krähn...“

Dann hebt sich der Vorhang und eine altertümliche Glocke verkündet mit zwölf feierlichen Schlägen Mitternacht. Über die Haupthühne zwischen den beiden Stadttoren schreitet mit Hellebarde und brennendem Lichtlein der Nachtwächter und singt:

Al - le mei - ne lie ben Herrn und Frau - en, läßt euch sägn, der
Häm - mer, der hät zwöl - fi gschlägn! Gebts ächt aufs Feu - er und aufs Liacht,
daß heut nächt koän Un - glück gschiacht. Hät zwöl - fi gschlägn. ¹⁾

Nach diesem Präludium ruft die Spielerin als erste Szene aus: „Der Engel weckt die Hirten auf.“

Über dem Krippenberg erscheint heller Lichtglanz. Ein Engel schwebt herab und zwischen ihn und den Hirten erhebt sich folgender Wechselgesang:

Engel. Glo - ri - a, Glo - ri - a in ex - cel - sis de - o.
Ein Hirt. Wäs is däs für a Ju - bl und für a Gschrei?
Mein Oa - chl^{*)}, es müas - send En - gl sein! Wia viel is's?
Engel. Zwöl - fi häts gschlägn, zwöl - fi häts gschlägn.
Ein Hirt. Wäs hät si denn zua - trä - gu, wia's zwöl - le - fi hät gschlä - gn?
Engel. Ein klei - nes Kind ge - bo - ren ist. Hirt. Wo?

¹⁾ Dieses Lied, das mit ganz ähnlicher Weise in Obersteiermark noch in den achtziger Jahren von den Nachtwächtern gesungen wurde, ist zweifellos desselben Ursprungs wie der Nachtwächterruf aus Thüringen und Sachsen (Erk und Böhme, Deutscher Liederhort III, Nr. 1582), den auch Richard Wagner in den „Meistersingern“ verwendet hat.

*) Verdorben für „Mein Oad!“ = „Bei meinem Eid“ (Beteuerung).


Engel.  Zu Beth - le - hem.


Hirt.  Wo?


Engel.  Zu Beth - le - hem in ei - uem Stall.

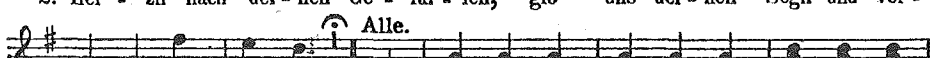
Hirten.  Das lo - ben wir all, das lo - ben wir all!


Nach dieser in Text und Weise altertümlich klingenden Verkündigungsszene sieht man die Hirten von allen Seiten zur Krippe hinein, während sie folgendes Krippenlied singen:

Hirten.  1. Gehts Bua - ma, seids mun - ter, er - wä - chet von Schlaf, treibts
2. Voll Freu - du, o Je - sus, er - hebt sich das Gmüt, weist

 Einer.
1. zsam in die Hüt - tn äll en - ka - ri Schäf. Ver - weil di net
2. du bist ge - kom - men uns Sün - dern zu liab. Brich un - se - re

 Ein anderer.
1. z läng, komm bäl nä - cha, Bua Gre - ga! I hãb schon a Wei - sat eiñ -
2. Her - zu nach dei - nen Ge - fal - len, gib uns dei - nen Segn und ver -

 Alle.
1. pãckt in meig Zö - ga. Hlaz gehn ma hält zu - wi, tans grüa - ßn äll
2. lei - he uns al - len a glück - se - ligs End nãch der trau - ri - gn

 1. drei: dã liegt a kloãns Kind mit a - ra Jung - frau da - bei.
2. Zeit und sehen - ke uns ein - stens... die himm - li - sche Freud!

Nun erstrahlt die ganze Krippe in magischem Lichte und unter feierlichem Glockengeläute erklingt hinter der Szene das traute Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht...“ Es ist der erhabenste Augenblick des ganzen Spieles. — Zu Dreikönig wird an diese Szene gleich der Einzug der heiligen drei Könige angeschlossen, sonst folgen jetzt gleich die Handwerkerszenen.

Gleichsam als einen „Übergang aus dem ernsten und mystischen Zauber des biblischen Auftrittes leitet sie „der Bergknappen-Einzug“ und die „Erscheinung des Berggeistes“ ein. Es ist damit ein gutgewählter sinnvoller Anfang für das Volksleben der alten „Eisenwurz“ gegeben, das sich nun in den folgenden Spielen entrollt. Rechts unten vor dem Bergwerk, das uns einen Einblick in einen Stollen gewährt, ziehen Bergleute in alter Bergmannstracht mit Grubenlichtern auf und fahren in die Grube ein. Dabei singen sie das alte

Bergmannslied¹⁾.

1. Frisch auf, frisch auf! Der Berg - mann kommt, denn er
 2. Er hats an - ge - zün - det, es gibt sei - nen Schein und da -
 3. Ins Berg - werk hin - ein, wo die Berg - knappen sein, denn sie

1. hat sein rei - nes Licht bei der Nacht, denn er hat sein
 2. mit er fah - ren kann bei der Nacht, und da - mit er
 3. gra - ben das Sil - ber und das Gold bei der Nacht, denn sie gra - ben das

1. rei - nes Licht schon an - ge - zündt, schon an - ge - zündt.
 2. fah - ren kann ins Berg - werk hin - ein, ins Berg - werk hin - ein.
 3. Sil - ber und das Gold aus Fel - sen - stein, aus Fel - sen - stein.

Sobald das Lied verklungen ist, erscheint im Hintergrunde der Grube, feenhaft beleuchtet, der alte, weißbärtige Berggeist, während ringsum an den Wänden des Stollens die Erze wie Gold und Silber auffunken.

Dann folgen der Reihe nach die einzelnen Handwerkergruppen, die unter ein paar Textworten oder einem Liedchen fleißig in ihren Werkstätten arbeiten (mechanischer Betrieb), während das Innere der jeweils vorgeführten Werkstatt für die Dauer des Liedes oder Spruches beleuchtet erscheint.

„Der Boanstampf“ (die Knochenstampfe) hebt und senkt bedächtig ihre Stampfbalken. Die „Boanstampfer“ sagen dazu: „Boanstrah, Boanstrah, Boanstrah, da Metzn 3 fl., Kaft ma d’Frau an Metzn o?“ usw. Darauf wird es in der Hammerschmiede lebendig, der Hammer beginnt seinen dröhnenden Schlag und der Hammerschmied singt:

I bin der lu - sli - ge Häm - mer - schmied, tra - la - li, tra - ho!

Was i der - wisch, däs nimm i mit, tra - la - li, ju - hei!

Es folgt die Szene: „Der Müller weckt sein Hanserl auf.“ Ober dem Hammer wird das Müllerhaus beleuchtet. Durch das Fenster sieht man den Lehrbuben „Hanserl“ über den Tisch gelehnt schlafen. Der Müller kommt und rüttelt ihn derb auf. Der Bub wacht auf, das Mühlfluder beginnt zu rauschen und das Mühlrad hebt an, sich zu drehen. Der „kloan Hanserl“ ruft aber seinem Meister keck zu:

„Ich bin der kloan Hanserl von der Mühl,
 Kann aufstehn, kann schlafen, kann mahln,
 wann i will.

¹⁾ Dieses alte, weit verbreitete Bergmannslied findet sich schon im „Neuvermehrten vollständigen Bergliederbüchlein“, das um 1740 vermutlich zu Freiberg in Sachsen gedruckt wurde und gegenwärtig als Unikum in der Universitätsbibliothek zu Leipzig liegt (Erk und Böhme, Deutscher Liederhort I, Seite XLIII und III, Nr. 1513), Text und Weise sind durch ganz Deutschland verbreitet (Erk und Böhme, Deutscher Liederhort III, Nr. 1512 aus der Wetterau und aus dem Odenwald; A. Bender, Oberschefflenzer Volkslieder, Karlsruhe 1902, Nr. 154, und Dr. J. Pommer, Liederbuch für die Deutschen in Österreich, Wien 1864, Nr. 120). Vgl. auch das „Tabaklied“ in „Des Knaben Wunderhorn“ von Arnim und Brentano, S. 78 der Universalbibliothek.

Geht der Moaster na selber auffi Habern mahn.
Guati Nacht, Moaster!“ —

Nach dieser kecken und unbotmäßigen Erklärung schläft der Hanserl ruhig weiter und — das Mühlrad auch. Dafür beginnt nebenan der Schleifer sein Tagewerk und singt (in derselben Weise wie der Hammerschmied):

„I bin der Schleifer aus Paris,
Kann schleifen, das is gewiß!
I schleif die Messer und die Schern
Für die Damen und für die Herrn¹⁾.“

Ihm folgt der Bäcker, der seinen Teig im Backtrog knetet und dazu sagt:

„Derweil die Leut schlafen
so guat bei der Nacht,
Werd'n die Semmerln so groß,
daß ein 's Herz dabei lacht.“

Stimme aus dem Hintergrund: „Und der Magn kracht!“ — —

Der Drechsler läßt sein Rädchen surren und singt (Weise wie der Hammerschmied):

„Der Drechsler dreht den ganzen Tag
Mit Hand und Fuaß das Rad.
Und schaut ma nur den Drechsler an,
Was der nöt machen kann.“ —

Der Zweckschmied steht mit seinem Gesellen am Amboß und sagt: „Schau, schau, Kajetan, sollst halt do dös Packl heut no ferti bringen, es g'hört einem vornehmen Herrn.“ „Na, i mag heut nimmer!“ meint der Geselle. „Was, du kannst nimmer?“ — „Na, i mag nimmer; bring mir lieber einen Liter Most vom Keller, i hab schon einen rechten Durst!“ —

Der Weber tritt seinen Webstuhl und singt (Weise wie Hammerschmied):

„Leinwand, Kotton, Barchent
Mach ich mit meiner Hand,
Daß wir bekommen
Leinwäsch und a G'wand.“ —

Der Binder schlägt einen Reifen aufs Faß und sagt:

„So viel Most und kane Fässer und kane Leut,
Ist nimmer möglich, daß ma weiter arbeitet;
Die Bauern soll'n ihnan Most in die Tuchentziehen einfüllen.“

Der Fleischer streitet mit der einkaufenden Magd über Gewicht und Zuwage:
„No was kriagns denn, Frailn Resi...?“ usw.

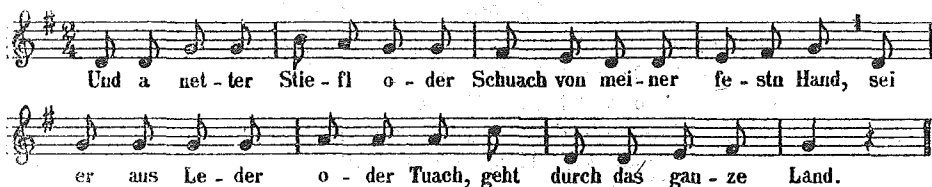
¹⁾ In Pommers Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“, 11. Jahrgang 1909, Seite 88 findet sich aus Mareit bei Sterzing in Tirol folgendes Schleiferliedchen: (Vgl. Kohl Heitere Volksesänge aus Tirol, Nr. 63, S. 98.)



Der Schneider singt (Weise des Hammerschmieds):

„Ich bin der Schneider-Inschenier,
Wer Röcke braucht, der kommt zu mir,
Auch mach' ich Hosen, Frack und Weste
Für meine Herren aufs allerbeste.“

Der Schuster singt:



Und a net - ter Stie - fl o - der Schuach von mei - ner fe - sta Hand, sei
er aus Le - der o - der Tuach, geht durch das gan - ze Land.

Der Tischler steht am Hobel, während das Geräusch des Hobelns mit einem langgezogenen scht! — schsch! — gut nachgeahmt wird und singt dazu das Hobellied aus Raimunds Verschwender: „Da streiten sich die Leut herum...“

Der Wagner bearbeitet mit dem Lehrbuben ein Rad und sagt: „A Radl habn zweni oft die Wagen und die Leut! Bei die Wagn, da bringts da Wagner z'samm, aber gar neamt ba die Leut! — Ja, weils ba die Leut oft z'sammpickt san!“ —

Der Hufschmied steht mit zwei Gesellen am Amboß und singt:



Wänn i a schwärz bin an Händ_ und Gesicht,
känn jä köän Länd bstehn oh - ne mich. Bei die
Wägn und bei die Pferd bin i der not - weu - dig - ste
Männ, weil i däs Bschlägn und s Ku - riern so guat känn.

Der Seilermeister müht sich mit seinem Lehrbuben in der Seilerstätte: Er sagt zum Lehrbuam: „Schau, Micherl, tua weiter, tua a weng drahn!“ „Ja, Herr, i kann ja net, i bin so viel müad!“ „Geh, müad bist, faul bist, geh weiter!“ Der Bub dreht. „So, Herr, ist's so recht?“ (Dreht verkehrt.) „Na, na, so ist's nichts, muaßt anders drehn, anders! Wir machen ja heut Stricker!“ „A so, machen ma denn heut koane Stranger!“ (Dreht ordentlich aber langsam.) „Ist's a so recht?“ „Ja, so ist's recht, aber nur a weng schneller. Noch a weng schneller!“ (Der Bub wird immer schneller und schneller, bis er endlich den Meister, der schreit, ganz bis zu sich hinzugedreht hat. „Hör' auf, du ruinierst mir ja den ganzen Werkzeug!“ „A dös macht ja nix, kaufen wir uns halt einen andern!“

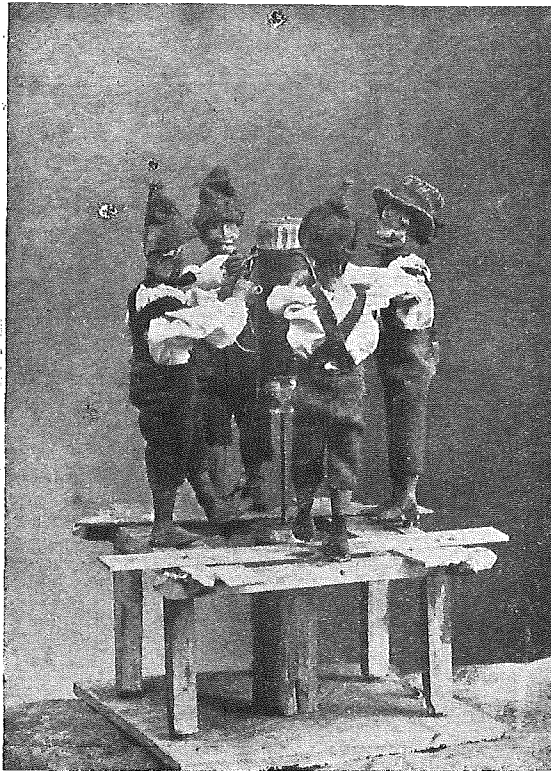


Abb. 4. „Die Schlögler“.

Pos. 4403

Die Schlögler (Abb. 4) ziehen den Pilotenschlägel hoch und lassen ihn fallen. Dazu singen sie entweder:

(nach bekannter Weise)

- | | |
|---|--|
| 1. Zu Straßburg, zu Straßburg,
Eine wunderschöne Stadt,
Darinnen liegt begraben
So mancher Soldat. | 2. Manch hübscher, manch braver,
Manch treuer Soldat
[:Der seinen Vater und Mutter
Verlassen hat:]. |
|---|--|

oder

Musical notation with lyrics:

Das is a schö - ner Herr, der tat uns gfalln,
wäun er uns a Bier tat zähl'n, wir brau - chen koan Wein.
A jä, däs tuat er schoñ, er schaut uns schon äü, er
greift schon in Ho - su - sack und reunt net da - voñ.

¹⁾ Diese Takte schwanken $\frac{2}{4}$  und $\frac{3}{8}$ 

Als letzte erscheinen, ohne Werkstatt, sondern auf der Hauptbühne, die Zimmerleute und singen folgenden Spottgesang auf die Maurer:

D Mau - rer - leut prähl'n si, äls wänn d Zim - mer - leut nix warn,
do wir müas - sn hö - her steign, wie d Mau - rer - leut und
sprechend
mä - chn Däch und Spärrn. Ä - ber kommt ma - r - a mäl so a Mau - rer
im Takt
in mei - ne Kralln, i steh ean guat i ver - treib ean sein Prähl'n!

Darauf beschließen sie die reiche Vorführung des heimischen Gewerbefleißes mit den Worten: „Gehn ma jausnen zum Lampelwirt!“ —

Als eine Szene, die von Kindern besonders stürmisch verlangt wird, folgt nun häufig die lustige Geschichte vom

Lichtlanzänder.

In der ziemlich dunklen oberen Stadt erscheint auf der Hauptbühne durch das Tor links ein Laternanzünder mit einem brennenden Lichtstab und stellt sich mit großer Zungenfertigkeit als weitgereister Lichtlanzänder vor:

„I bin der Liachtlanzänder!

I hab' schon weit und breit Liachtl anzunden:

In Amsterdam, in Rotterdam, in Birmingham und Timelkam,

In Schwamming, Diensting, Pecking,

In Weichstetten, Krennstetten, Kramerstetten, Seitenstetten, Amstetten und noch in viele andere Städten.

Aber nirgends is ma so gangen wie in dera Stadt. Na! wie's ma do geht, das is scho ganz verflixt. Kaum hab i das oane Liachtl anzunden, blast's ma' der Sakrawind wieda aus. Da muaß scho a so a untarirdische Wind gehn, dös geht net mit rechten Dingen zua.“

Unter diesem Gespräch mit sich selbst, zündet er mit viel Umständlichkeit die linke Laterne an. Derweil er aber über die Hauptbühne zur rechten Laterne geht, schleicht aus dem linken Stadttor ein schlimmer Bub herein, der in lustigem Selbstgespräch den plauschenden Lichtlanzänder spottet und im selben Augenblick, als dieser die rechte Laterne anzündet, mit einem kräftigen Puster — „pph!“ — die linke auslöscht und hinter dem Stadttor verschwindet. „Na ja! i sag's ja,“ kommt räsonnierend der Liachtlanzänder wieder über die Bühne von rechts her, „i sag's ja, — a so a Wind!“ — und geduldig zündet er die linke Laterne wieder an. Derweil ist der Lausbub beim rechten Tor hereingeschlichen und bläst wieder die rechte Laterne aus. Mit jubelndem Gekicher, in das die ganze zuhörende Kinderschar mit einstimmt, springt der Kerl darauf wieder beim rechten Stadttor hinaus, während der gute Lichtlanzänder geduldig wieder nach rechts zottelt und, das neuerliche Mißgeschick bemerkend, griesgrämig ausruft: „Ja — hiaz — was war denn hiaz dös...“ und wieder die rechte Laterne anzündet, der Lausbub aber wieder links auslöscht. So wiederholt sich das Spiel unter steigender Wut des Lichtlanzänders und immer frecherem Gelächter des Lausbuben fünf- bis sechsmal. Aber der Krug geht so lange zum Brunnen.... Endlich bemerkt der Laternanzünder den Buben. „A sol!“ schreit er wütend. „Von dera Seiten

blast der Wind? — Na wart, Bürscherl, dir werden wir's Handwerk gach legen. Di, wann i dawisch, dir zündt i d'Budlhauben an!“ Es beginnt nun ein tolles Jagen um die ganze Stadt herum, bei einem Tor hinaus, beim anderen herein, bis der Lichtanzünder endlich mit seinem Lichtstab die „Budlhauben“ des Buben erlangt, die sofort in hoher blauer Stichel-Flamme aufbrennt. Unter dem schallenden Gelächter der Zuschauer rennt der Bub nun mit hochbrennendem Kopf über die Bühne und heult dazu: „Wart — — i — sag's — nehmer Muatta — — meina Großmuatta — — meina Ahnl — meina Guckáhn! . . . Ja, meina Guckáhn! . . .“ — —

Als nächste Szene wurde uns vorgeführt:

„Der Einzug der heiligen drei Könige aus dem Morgenland.“

Diese Szene wird gewöhnlich nur um Dreikönig im Anschlusse an die eigentliche Krippen-Anbetung eingeschoben. Unter mächtigem Glockengeläute und rauschender Blechmusik (der Phonograph spielt als Bläserchor das Weihnachtslied „O Tannenbaum . . .“) bewegt sich in roter magischer Beleuchtung über die Hauptbühne ein hoheits- und prunkvoller Königseinzug: Prachtvolle Pferde mit herrlichen Zierdecken, Kamele, Geschenkträger, Elephanten, Krieger, endlich die drei Könige auf Kamelen mit gewaltigem Gefolge, zum Schluß ein prächtig geäumter Riesenelefant. Das Bild machte nicht nur den Kindern, sondern auch uns Großen einen tiefen Eindruck. Es kam uns in voller Deutlichkeit zum Bewußtsein, was der verdiente bayrische Volksforscher Kurat Frank in Kaufbeuren als „das Armselige und doch Allgewaltige“ im Volkstümlichen bezeichnet. —

„Der Bäcker weckt sein Buam auf.“

Vor dem Bäckerhause erscheint in weißem Gewande der Bäckermeister Stritzl und schaut bei der Tür hinein, hinter der der „Bäckerbua“, der Natzl, noch auf der faulen Haut liegt. „Ja, Natzl, was war denn hiatz dös wieder, glei stehst mir auf!“ Aber erst nach langem Hin- und Widerreden entschließt sich der Natzl, der ein Hauptspitzbub ist und seinen gutmütigen und etwas schwerfälligen Meister gern ein wenig zum Narren hält, aufzustehen und mit der Brotkraxe am Rücken zu den verschiedenen Kundschaften ins „Gäu“ zu gehen. Zunächst geht er hinüber zur Traubenwirtin, die auf den Herrn Bäckermeister ein Auge geworfen und Gegenliebe gefunden zu haben scheint, und entpuppt sich dort als ein kleiner Intrigant in Herzenssachen. Er behauptet nämlich aller Wahrheit zum Trotz, sein Meister hätte die Frau Traubenwirtin eine „Tramperlwirtin“ geheißt, worüber die gute Frau gar böse enttäuscht ist. Nachdem er so ein ehrsameres Herz verwundet hat, trollt er sich schadenfroh davon und begegnet oben auf der Hauptbühne einen zweiten Schlingel, den „Schusterwenzel“, mit dem er ein fröhliches „Schlifazen“ (= eisrieseln) anhebt. Der Bäckermeister Stritzl, der bei seiner Haustüre herauschaut, bemerkt das und will ihn schlagen, wird aber von den zwei eisrieselnden Buben in die Mitte genommen und arg hin- und her-„geschupft“, bis er endlich unter dem Heidengelächter aller Zuschauer auf der Nase liegt und ihm der böse Natzl noch einen Stoß ins Herz versetzt, indem er ihm zuruft, die Frau „Tramperlwirtin“ hätte gesagt, der Herr Meister Stritzl wär ein dummer Kerl. —

Die Fronleichnamsprozession.

Unter großem Glockengeläute und den Klängen des (vom Phonographen als gemischter Chor gespielten) Chorales: „Vom Himmel hoch da komm' ich her . . .“ zieht die große Fronleichnamsprozession über die Hauptbühne: Fahnenräger, weißgekleidete Jungfrauen, Militär, Männer mit Lichtern, Ministranten mit Glöcklein und endlich der Traghimmel, unter dem der Pfarrer mit dem Allerheiligsten schreitet. Wenn dieser mitten auf der Hauptbühne angelangt ist, hält der Zug und der Pfarrer

wendet sich zu den Zuschauern und erteilt mit der Monstranz den Segen. Dann geht der Zug weiter; es folgen die Stadtobrigkeit in alten Beamtenuniformen, dann die Bürger in feinen dunkelgrünen, hellgrauen und zimtbraunen Biedermeierkleidern, dann die Bauern mit langen grünen Haftelröcken, hierauf die Bürgerfrauen in alten Trachten mit glitzernden Goldspitzhauben und endlich die Bäuerinnen in stolzer Landestracht. Wahrhaft, ein malerisches Bild Altsteyrer Volkslebens! — Dem Zuge folgt unter den Klängen eines Militärmarsches die Steyrer Bürgergarde in bunten alten Uniformen, voraus der Kommandant hoch zu Roß, dann die Kompagnien mit Trommeln und Fahnen. In der Mitte der Hauptbühne halten auch sie und führen unter lautem Trommelwirbel und den Kommandorufen des Hauptmannes verschiedene Schwenkungen aus. Endlich geben sie eine glänzende Gewehsalve ab, wobei (das ist nun schon einmal das Schicksal der Bürgergarden) einige zu spät losdrücken, so daß nach der Gesamtsalve noch ein paar „baff, baff!“ nachkrachen. Dann macht die ganze Mannschaft ein strammes „Linksum!“ und alle ziehen mit einem flotten Marsche der Prozession nach zum rechten Tor hinaus. —

„Der Hans von Wällischland und der Kasperl auf der Bauernhochzeit.“

Auf der Hauptbühne erscheint in Südtiroler Tracht der Wetzstein- und Eisenhändler „Wällischhans“ (welsche Hans) mit seiner „Alten“ (Abb. 5) und singt¹⁾:

1. i bin der Häns von Wäl - lisch - länd, träg Ei - su und Wetz - stöan
 2. Hiaz gehn ma in die Städt hin - ein, dä wern die Mad - len

1. äl - ter - händ, und wäs i auf mein Buk - kl träg, is
 2. ju - he schreiß, gehts Mad - len kaufts mr'au Wetz - stöan ä, der

1. lau - ter gua - te Säch. Hol - li - da reit - tu - li - e, hol - li - da
 2. Wäl - lisch Häns is

reit - tu - li - e, hol - li - da reit - tu - li - e, hol - li - da

reit - tu - li - e, hol - li - da reit - tu - li - e, hol - li - da -

2. im Tanzschwung
 ro, der Wäl - lisch Häns is dä! 2. dä! Dä

draht si däs Wei - berl, dä draht si der Bua, er

nimmt sie bein Lei - berl und ju - chazt da - zua. Juch!

¹⁾ Das Lied ist in Steiermark als Zote verbreitet und wird oft gesungen. Wir nahmen es mit derselben Weise wie hier aus Schladming und mit anderer Weise aus Köflach auf. Das Tänzlein blieb dabei weg.

Nach beendigtem Liedlein und Tanzlein beschließen die beiden zunächst ins Wirtshaus zu gehen und sich ein wenig zu stärken. Wie sie aber zur Traubenwirtin kommen, ist dort gerade große Bauernhochzeit. Man hört Musik und laute Juchzer erklingen und sieht durch die Fenster des ersten Stockwerkes im Traubenwirtshause die Bauernburschen und Dirndl in lustigem Tanze sich drehen. Die Wirtin ruft den Wällischhans und seine Ehehälfte hinein.

Derweil kommt über die Hauptbühne der Kasperl im wahrsten Sinne des Wortes „dahergestelzt“. Denn er steigt auf turmhohen Holzstelzen herbei, auf denen



Abb. 5. Der Wällischhans mit seiner Alten, die Traubenwirtin und der Hausknecht.

Pos. 4751

er ebenso kunstvolle als halsbrecherische Wendungen ausführt. Vor dem Traubenwirtshaus macht er Halt und kann von seinen hohen Stelzen aus sehr bequem bei den Fenstern des ersten Stockes zu den tanzenden Bauern hineinschauen. Die kriegen davon natürlich keinen gelinden Schrecken, was dem Kasperl eine Mordsfreude bereitet, der er denn auch in frechen Witzen und Bspötteln der Hochzeitsgäste Ausdruck verleiht. Das darf die ehrsame Traubenwirtin nicht dulden. Sie ruft den Hausknecht, den man (ein Bauchrednerkunststück der Spielenden) aus dem tiefen Keller herauf antworten hört. Endlich kommt er bei der Haustüre heraus und geht den Kasperl schneidig an. Es entsteht eine gewaltige Balgerei, in deren Verlauf der Kasperl den Hausknecht schließlich zwischen seine Stelzbeine zu fassen kriegt und ihm unter dem Gelächter und Beifall der Zuschauer davonschleift.

Die Szene umfaßt also drei Motive: den Wällischhans, die Bauernhochzeit und die Hanswurst- und Rüppelszene mit dem Kasperl, die wohl auf ein recht hohes Alter zurückblickt. —

Die Wildbratschützen (Abb. 6).

Auf der Hauptbühne zwischen den Stadttoren erscheint eine Anzahl verwegener Wildschützen, die zunächst ein fabelhaftes Jägerlatein loslegen, in dem es von Zwei-

unddreißigendern u. dgl. nur so wimmelt. Darauf stellen sie sich zusammen und singen, das Lied vom

Wildbratschütz.

Und hã i koãu Geld, i hã koãns brãcht auf dWelt, meü
 Vä - ter gibt ma koãns, hiaz schau i ma selm um oãns. — i
 steig am Gams - berg auf mit mei - ner Ku - gl - büchs, a
 Gel - dl muß ma hãbn, dã gibts gãr nix, hã - di - i.

Nachher gehen sie durch das rechte Tor ab. Es erhebt sich der Vorhang der Rückbühne und in tiefer, finsterner Waldlandschaft tauchen nun die Wilderer droben auf. Es ist das ein recht altertümlich anmutendes Bild voll Räuberromantik und

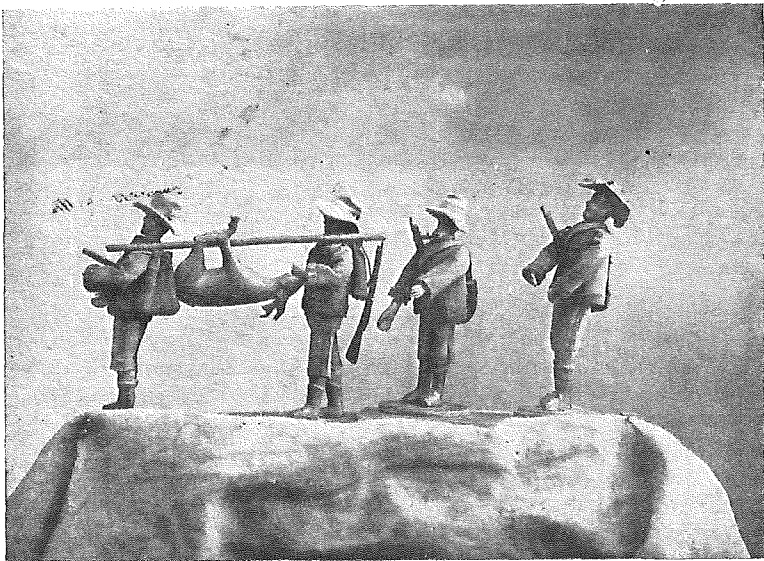


Abb. 6. Die Wildbratschützen.

Waldfrische. „Auf der Broatwiesen ban Lackerl dort sauft der Hirsch.“ — Dort also wollen ihm die Wildbratschützen auflauern. Dauert auch gar nicht lange, so erscheint wirklich ein Kapitalhirsch. Gleich darauf kracht der Schuß und der Hirsch bricht zusammen. In aller Heimlichkeit und Stille wird er gebunden, auf eine Stange gehängt und so zu Tal getragen. Der Vorhang der Hinterbühne fällt und die Wildschützen erscheinen mit ihrer Beute wieder, durch das rechte Tor eintretend, auf der Hauptbühne. Dabei singen sie:

1. Ich kom - me vom Ge - bir - ge ber, Ge - bir - ge
2. Wo bist du mein ge - lieb - tes Land, ge - lieb - tes

1. her, da dampft das Tal, da braust das Meer, da braust das
2. Land? Von mir ge - sucht und nicht er - kann, und nicht er -

1. Meer, ich wand - le still, bin we - nig froh und
2. kann. Das Land, das mei - ne Spra - che spricht, wo

1. im - mer fragt mein Seuf - zer, wo? _____
2. du nicht bist, da ist kein Glück! _____

Unter diesem Liede¹⁾ ziehen sie durch das linke Stadttor ab.

Scheint die Szene mit den Wildbratschützen im Wesen wohl auf frühere Zeiten (etwa die Boarisch-Hiasl-Zeit, Mitte des 18. Jahrhunderts) zurückzugehen, so zeigt uns die folgende, sehr lustige Geschichte, daß man in diesem Spiele auch die neuere Zeit mit Dienstmann und reisendem Berliner mit einem sehr alten Kasperl-Motiv (Poltergeist im Koffer) zu verquicken verstand. Diese Szene heißt:

„Der Herr Expreß.“

Ein Dienstmann, genannt „der Herr Expreß mit dem silbernen Haarbeutel“, erscheint mit einem großen Reisekoffer durch das linke Tor auf der Hauptbühne. Da ihm die Last schwer wird, stellt er den Koffer ruhig mitten auf der Straße nieder und verzieht sich ins Traubenwirthshaus, um sich dort ein wenig zu stärken. Mittlerweile erscheint auf demselben Wege ein reisender Berliner mit weißem Zylinderhut und Nackenschleier (was vielleicht auf eine Verwechslung mit einem reisenden Engländer der Gerstäcker-Zeit beruht). Er erzählt, daß „er sich mal die hübsche Stadt Steyr 'n wenich besehen möchte“ und schwärmt eifrig für die „histor'schen Häuser“, wobei auch die „Vereinigung für Heimatschutz“ ein paar Witze abbekommt. Unter diesem sehr zungen-geläufigen Selbstgespräch stoßt er „nanu!“ auf den großen Koffer. Als echter praktischer Berliner zieht er sogleich Nutzen aus dem ungewöhnlichen Straßenmöbel und benutzt den Koffer als Bank, auf der man sich ausruhen kann. Kaum aber hat er sich auf

¹⁾ Das Lied wird auch in Obersteier (Pusterwald) mit demselben Text, jedoch mit anderer Weise gesungen. Es ist merkwürdig, daß Goethes Wanderer das Volk zum Singen und Erfinden so angeregt hat. Und ebenso merkwürdig ist es, daß auch in der Pusterwalder Weise, die Unterstimme die rhythmischen Einschnitte der Oberstimme mit einer Begleitphrase, die den Text wiederholt, ausfüllt. In einem handschriftlichen Liederbuch aus Vordernberg (vom Jahre 1863) fanden wir den Text unter der Überschrift „Der Fremdling“ aufgezeichnet.

den Koffer gesetzt, als es in diesem plötzlich heftig zu rumoren beginnt. Neugierig hebt der Berliner den Deckel, da — hui! fährt ein langes weißes Gespenst heraus und dem Berliner mitten ins Gesicht. Verdutzt schlägt der den Deckel wieder zu und setzt sich neuerdings darauf. Er horcht eine Weile — alles still. Er hebt den Deckel wieder auf — es rührt sich nichts. Kaum aber sitzt er wieder am Koffer, so rumort es abermals und der Berliner kann sich's wieder nicht versagen, den Deckel zu lupfen und „Brrr“ — — fährt wieder das Gespenst heraus. So wiederholt sich das Spiel etlichemal, bis der arme Berliner genug hat und schließlich das Gespenst samt dem Koffer davonfährt. — Indessen hat sich der „Herr Expresß“ im Traubenwirthshaus soweit erfrischt, daß er nun torkelnd herbeiwanke und dazu gröhlt:

„Grad aus dem Wirthshaus komm ich heraus....“

Als er an die Stelle kommt, wo sein Koffer stand, beginnt er diesen mit Augen und Händen zu suchen und da er nichts findet, den Berliner zu beschuldigen, daß er ihm den Koffer davongetragen habe. Nach etlicher Auseinandersetzung beruhigt ihn der Berliner damit, daß er ihn neuerdings auf einen Wein ins Traubenwirthshaus einladet.

„Die Schwoagaleut“ (Abb. 7).

Eine reizende, zweifellos ältere Szene, die sich wieder auf der Rückbühne abspielt. Schwoagarin und Kühbub auf der Alm, Kuhglockenläuten und Jodeln. Der Kühbub singt:

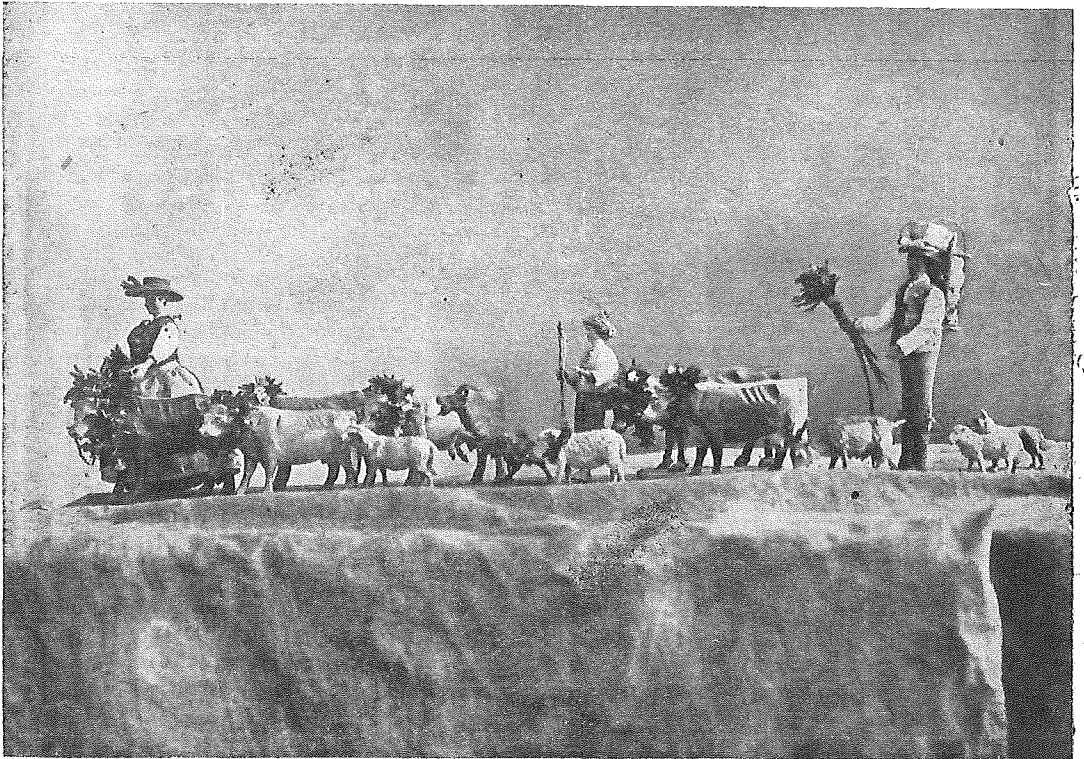


Abb. 7. Die Schwoagaleut.

Pos. 4752

1. Und i bin hält a lu - sti - ger
Und i schleich schön stad den

2. Und der Schwöa - grin a páar in die schö - ae

1. (Schwöa - ger - bua, ho - li - je, ho - li - je, wohl ü - ber d'Älm,
Äl - men zua, ho - li - je, ho - li - je, wohl ü - ber

2. Hüt - tu kommt, ho - li - je, ho - li - je, wohl ü - ber d'Älm,
Lia - dln singt, ho - li - je, ho - li - je, wohl ü - ber

1. d'Älm. Hiaz geh i auf die Älm hin - auf und

2. d'Älm. Gschwind stand sie von ihru Bett - lein auf und

1. sing a lu - stigs Lia - dl drauf. Geh na ei - na, mein lu - sti - ger

2. singt a lu - stigs Liad - lein drauf. Grüß di Gott, du mein lia - be

1. Schwei - zer - bua, ho - li - je, ho - li - je wohl ü - ber d'Älm.

2. Schwöa - ge - rin, grüß di Gott, grüß di Gott, hältts ü - ber d'Älm! ¹⁾

Während¹⁾ der zweiten Strophe des Liedes beginnt der festliche „Almabtrieb“. Unter fröhlichen Kuhglockenläuten bewegt sich der Zug²⁾ der mit Bändern und Kränzen gezierten („aufkranzten“) Rinder abwärts. — Bei manchen Aufführungen wird bei dieser Szene auch folgendes Lied gesungen:

Schwöa - ge - rin steh auf, die Sonn, die scheint schön, sonst

ren - nen dir dei - ne Kuah - la mit der Mi - li da - voñ, sonst

ren - nen dir dei - ne Kuah - la mit der Mi - li da - voñ!

¹⁾ Das Lied scheint seinem Ursprunge nach auf Tirol hinzuweisen, denn es findet sich mit ähnlicher Weise in den Tiroler Liedern von F. F. Kohl und J. Reiter (Große Neuausgabe, I, Nr. 16, Leipzig und Zürich, Hug & Co.). Auch das Lied „Der junge Schweizerbue“ mit derselben Weise (Erk und Böhme, Deutscher Liederhort III, Nr. 1481) ist nicht schweizerischen Ursprunges, sondern eine Umbildung des Tirolerliedes „Steh' nur auf, steh' nur auf, Tirolerbu“, Kretschmer, Volkslieder II, Nr. 205. Nach derselben Weise wird auch das in Steiermark viel verbreitete Almlied „Erlaub mir, schönste Sennerin...“ gesungen.

Die Lotterie.

Im Hause neben dem Traubenwirt gibt's einen ehelichen Streit. Der Mann ist ein leidenschaftlicher Lotteriespieler, die Frau aber ist sehr ungehalten, daß er das ganze Geld in dem „dalketen“ Spielen vertue. Nichtsdestoweniger behauptet der Mann mit aller Entschiedenheit, daß er diesmal bestimmt einen Terno gewonnen habe. Er läßt sich auch nicht abhalten und geht über die Hauptbühne hinüber nach links zum Herrn Lotto-Amtsverwalter. Dieser empfängt ihn, verlangt aber von ihm den Riskonto. Allein der Mann erklärt, daß er diesen nicht vorweisen könne, da er ihn zu Hause auf seiner Haustüre aufgeklebt habe. Da ihn der Verwalter ohne Riskonto die Auszahlung des Gewinnes verweigert, entschließt sich der Mann kurz, kehrt rasch nach Hause zurück und hebt dort unter dem entsetzten Widerstand seiner Frau die Haustüre aus. Mit der Tür am Rücken (zweifelloos ein altes Schwankmotiv) wandert er abermals ins Lottoamt, wo er mit seiner umfangreichen Last lange zu tun hat, ehe es ihm gelingt, zur Amtsstube hineinzukommen. Wirklich zeigt sich dort, daß er einen kleinen Gewinn gemacht habe und er erhält sein Geld ansgezahlt. In seiner Freude vergißt er aber auf die Haustür, die er im Amt stehen läßt und eilt mit seinem Geld heim. Unterwegs faßt er den Vorsatz, den Gewinn vor seiner Frau zu verheimlichen. Diese überschüttet ihn daher neuerlich mit einer Flut von Vorwürfen und verlangt endlich zu wissen, wo er denn die Türe habe. Antwort: „Ja! die hab' ich auf Wean g'schickt, Polka tanzen lernen.“ —

D'Schlittage oder 's Gasselfahren.

Unter den Klängen des Radetzkymarsches erscheint auf der Hauptbühne hoch zu Roß in schmucker Tracht der Festordner, der ein Wettfahren mit Gasselschlitten veranstaltet. Ein großer Zug von Schlitten mit den einzelnen Teilnehmern, an der Spitze ein Festschlitten mit Fahnen und Musikanten folgen. Die Honoratioren erscheinen in prunkvoller Winterkleidung und unter Schellengeklingel und lautem Rossegewieher sausen nun die einzelnen, bunt geschmückten „Gasseln“ über die Bühne. Ein reizvolles Bild. Alles geht glatt von statten, nur ein Hauptprahlhans, der sich von Anbeginn an gebrüstet hat, sicher den ersten Preis zu erringen, wirft mitten auf der Bühne um und geht so ohne Preis leer aus. —

Der Krampus und der Nikolaus.

Der heilige Nikolaus im Bischofsgewand und mit dem Bischofsstab erscheint links vor der Häuserreihe, gefolgt von einem grauenhaft brüllenden Krampus. Sie gehen von Tür zu Tür; überall fragt der heilige Nikolaus hinein, ob keine bösen Kinder da wären und überall erhält er die Antwort: „O nein! Meine Kinder beten gern und tuen den heiligen Nikolaus verehren!“ — Diese Rede schmerzt den Krampus sehr, so daß er jedesmal fürchterlich zu „wüldten“, mit der Kette zu rasseln und zu brüllen anhebt, was von den Kindern mit fröhlichem Gruseln vernommen wird. Endlich beim Traubenwirthshaus heißt es: „Ja! Wir haben ein' schlimmen Buben z'Haus!“ Das ist nun die richtige Musik für des Krampus Ohren. Unter fabelhaftem Gebrülle und Gerassel fährt er ins Haus und kommt mit dem heulenden Buben im Buckelkorb heraus. Grunzend vor höllischer Freude zottelt er dem heiligen Nikolaus nach. Allein seine Freude währt nicht lange. Denn der schlimme Bub springt mitten am Wege frischweg aus der „Kraxen“ und rennt, ehe es der schwerfällige Krampus hindern kann, davon und zu seiner Mutter heim. Die nimmt ihn mit Freude wieder auf und verspricht ihn zudem über seine Bitte, für den ausgestandenen Schrecken noch einen sieben Meter langen Rahmstrudel.

Der Baumkraxler.

Diese Szene spielt wieder auf der Rückbühne. Dort steht ein schöner Apfelbaum. Der sticht einem pfliffigen Bauernbuben „aus Enzengarn“ in die Augen, da der gute Junge „für seine Großmutter“ Äpfel stehlen will. Während er auf den Baum hinaufklettert, kommt der Wachhund des Bauern und meldet den Dieb. Bald erscheint auch der Bauer, sieht den Buben, und da dieser auf des Bauern Zurufen ruhig am Baume sitzen bleibt und sich seinen Sack mit Äpfeln füllt, läuft der Bauer um eine Leiter heim. Diese Pause benützt der Bub, klettert mit den Äpfeln vom Baum und versetzt dem mit der Leiter herbeieilenden Bauern einen solchen Stoß, daß dieser umfällt, die Leiter wegwirft und sich einen Backenzahn einstößt, während der Dieb mit den Äpfeln und — mit der Leiter lachend davonrennt —.

Eine Fortsetzung zu diesem Spaß bildet die nächste Szene:

Der Bader.

Der Bauer mit dem eingeschlagenen Backenzahn kommt heulend und jammernd über die Hauptbühne nach links zum Doktorhaus. Er bittet den „Bader“, er möge ihm doch seinen eingeschlagenen Zahn annageln. Der Bader heißt ihn eintreten und begütigt ihn. Hinter der Türe hört man, wie der Bader den Bauern niedersitzen läßt und ihn, statt ihm den Zahn anzunageln, gleich alle Zähne ausreißt. Man hört das Gebrüll des Bauern, das knallende Herausfliegen jedes einzelnen Zahnes, dann ein sehr geräuschvolles Mundausspülen, hierauf eine ziemlich „geschmalzene“ Rechnung des Baders und endlich den Klageruf des Bauern: „Ui jel ui jel hiatzn, wann i in d' Höll kimm, mit was sullt ich denn nachnt Zahn klappern, bal i koani han!“ —

Der Rauchfangkehrer.

Stolzen Schrittes schreitet in voller Ausrüstung ein Rauchfangkehrer über die Bühne, gefolgt von seinem Hunderl „Kartuscherl“. Vor dem Traubenwirthshaus singt er:

1.  Das Rauch - fang kehrrn trägt hält jetzt gâr so viel Geld, drum
 kauf i ma-r-an Be - su und kehrrn dgân - ze Welt, drum
 kauf i ma-r-an Be - su und kehrrn dgân - ze Welt.

2.  Wenn ich mor-gens früh auf-steh und ins Rauch-fang - keh - rn geh,
 klopf ich an bei ei - ner Tûr, kommt ei - ue schö - ne Frau her - für.¹⁾

¹⁾ Den Text der zweiten Strophe fanden wir auch als derb-lustiges Zotenlied in Speilbrunn in der Oststeiermark, jedoch mit anderer Weise. —

Er klopft bei der Wirtshaustüre an, die Frau Wirtin erscheint und es erhebt sich ein Wechselgesang:

1. Wirtin: Wer ist denn draußt und klopfet an,
der mich so lei-se auf-wek-ken kann?

Ein feiner Herr ganz si-cher-lich,
der mei-nen Rauch-fang keh-ren will. ¹⁾

2. Rauchfangkehrer: Frau Wirtin, ich nur eins begehrt,
Gebt mir Licht und Beslein her!
Nicht zu groß und nicht zu klein,
Damit ich kann beim Rauchfang hinein!

Darauf tritt der Rauchfangkehrer ein und beginnt seine Arbeit. Er scheint sich aber nicht sehr geschickt anzustellen, denn alsbald vernimmt man ein rasselndes Gepolter und Scherbengeklirr und erfährt aus dem Jammerschreien der Wirtin, daß der ungeschickte Kerl allen Schutt aus dem Rauchfang auf die „Häfenstöll“ mit dem Küchengeschirr herabwirft. Er läßt sich übrigens nichts anfechten, sondern erscheint nach beendeter Arbeit seelenruhig, als ob nichts geschehen wäre, vor der Tür und singt der trostlosen Traubenwirtin das dritte Gesätz des Wechselgesanges vor:

Frau Wirtin, ich schon fertig bin,
Nehmt mir mein Licht und Besen hin
Und gebt mir meine Bezahlung heraus,
Damit ich komme schnell nach Haus!

Das ist nun aber der guten Traubenwirtin denn doch zuviel. Sie erteilt dem unverschämten Kerl mit großer Zungenfertigkeit eine niederschmetternde Lektion und jagt ihn schließlich mit dem Kochlöffel davon. Allein der Herr Rauchfangkehrer läßt nicht mit sich spassen. Er hetzt seinen „Kartuscherl“ auf die Waden der Frau Wirtin, was sich dieser nicht zweimal sagen läßt. Laut bellend fährt er auf sie hin und beißt sie in den Fuß. „Mein Gott!“ schreit die Wirtin. „Jetzt hat er mir von mein linken Wadl ein viertel Kilo außibissen“! —

„Die Kindstauf“ (Abb. 8).

Beim linken Stadttor bewegt sich eine kleine Taufgesellschaft herein: voran der Herr „Göd“ und die Frau „Godl“ in ehrensamer altbürgerlicher Festtracht, hinter ihnen die Hebamme mit dem wohlbedeckten, winselnden neuen Weltbürger, den sie zu seiner Beruhigung heftig schaukelt und „schupft“. Die „Göden“ streiten, während sie über den Stadtplatz schreiten, über den Namen, den das Kind erhalten soll. Schließlich gehen sie alle ins Wirtshaus, wo sie die Traubenwirtin mit vielen Bücklingen und ehrenden Worten empfängt. Es ist ein prächtiges Bild aus dem altbürgerlichen Kleinstadtleben. Dann hört man die kleine Gesellschaft aus der Wirtsstube

¹⁾ Mit demselben Text beginnt ein südmährisches Volkslied: „Beim Fensterln“ (siehe Pommers Zeitschrift: „Das deutsche Volkslied“, Jahrgang 10, Seite 112). —

heraus sich bei lautem Gläserklang sehr gut unterhalten. Endlich treten sie alle, in sehr fröhlicher Stimmung, aber — — ohne Kind, den Heimweg an. Das Kind haben



Abb. 8. Die Kindstaufl.

sie — am Fensterbankel vergessen! — Rechtzeitig erscheint aber noch die Frau Traubenwirtin und eilt ihnen mit dem Kinde nach. Während es ihr die Hebamme abnimmt, meint sie gerührt: „Ist doch a ehrliche Frau, die Traubenwirtin.“ —

„Die Kohlbauernbuam.“

Auf einem von zwei Schimmeln gezogenen Wagen mit der geflochtenen „Kohlkrippen“ (Kohlenkorb) kommen unter lustigem Peitschenknallen die „Kohlbauernbuam“ (Köhlerbuben) angefahren. Dabei singen sie:

1. I bin hält a Kohl - baur - bua, und däs a ra - rer Bua,
2. Drei - hun - dert Tä - ler, dö hät ma mein Vo - da gebn,

1. der mas net glau - bn will, schauts mi nur äñ.
2. daß als Kohl - baur - bua ehr - li kãñ lebn.

1. I fãhr in d Stãdt hi - neiñ, dã tua i
2. s Hãu - serl ghört a schoñ meiñ, drun tan die

1. äll - weil schreiñ: Kafts Kohl, kafts Kohl, Sãg - schãr - tu a!
2. Ma - derln schreiñ: Der Bua, der Bua, der muaß meiñ seiñ! ¹⁾

¹⁾ Derselbe Text findet sich mit verwandter Weise in den „Österreichischen Volksliedern“ von Ziska und Schuttky, S. 155 (Pesth, 1819, Hartleben). Dasselbe Motiv (die in die Stadt fahrenden Kohlbauern) liegt auch dem in Obersteier gern gesungenen Lied: „Kohlbauernbuam san ma...“ zugrunde.

Hinter ihnen folgt ein Kasperl, der immer auf den Wagen und in die „Kohlkrippe“ hi-einspringen will, aber von den Kohlbauernbuben hinabgejagt wird. So fahren sie fröhlich weiter und unter dem lustigen Gstanzl¹⁾:

„Schmalz in da Dösen,
Loahm in da Gruabn.
Lusti san
d' Kohlbauernbuam“

beim rechten Tor hinaus. —

Damit schloß die uns gegebene Vorführung, während unter einigen Dankesworten der Spielenden an die Zuschauer (wieder ein Brauch, wie er auch bei den volkstümlichen Schauspielen üblich ist) der Vorhang fiel. —

Außer diesen, uns vorgeführten Szenen wurden uns noch folgende angesagt:

A. Geistliche:

1. Flucht nach Ägypten (Gruppe) (Abb. 9).



Abb. 9. Flucht nach Ägypten.

2. Einzug des ägyptischen Josef mit vierspännigem Prunkwagen, Rittern und Gefolge.

3. Einzug des Königs David mit der Harfe und der Bundeslade.
Bei dieser Szene spielt der Phonograph den Pilgerchor aus Tannhäuser.

B. Weltliche:

1. Die Mordsgeschichte (Moritat), eine Bänkelsänger-Szene mit Bildertafel und Harfenisten, wobei folgendes Bänkellied gesungen wird:

¹⁾ Das besonders in Steiermark häufig als Zugabe gesungen wird.

Das Räu-ber-schloß ist längst be-kannt von jung und
alt im gan-zen Land. Hier hält sich auf ei-ne Räu-ber-
band, die mordt und raubt im gan-zen Land. Dies all ge-
schah, pem-pe-ri-pem um Mit-ter-nacht pem-pe-ri-pem, wo alls im
Haus wird um-ge-brun-gen, pem-pe-ri-pem.
(bem-ba-la-ban.)

Die Weise deckt sich mit der bekannten alten „Moritaten“-Weise, wie sie die Bänkelsänger auf Jahrmärkten vorsangen.

2. Der Rastelbinder. Ein Slowake kommt zur Traubenwirtin: „Nichts zu flicken, nichts zu picken, Frau Mutter?“ Die Wirtin gibt ihm Arbeit, aber während sie sich entfernt, um Gäste zu bedienen, schnipft ihr der Rastelbinder geschwind ein Bratel aus der Röhre und sucht das Weite, indem er sagt:

„Rastelbinder, ehrliche Kerl,
Das Häferl geflickt,
Das Bratel geschlickt.“ —

3. 's Glasererbuaberl belustigt sich mit „schlifazen“ (eisrieseln). Ein altes Mutterl bittet ihn, ihr ein Fenster einzuglasen, weil es so kalt sei. Allein der Bub läßt sich nicht stören und rieselt ruhig weiter. Zur Strafe gliitscht er aus, fällt mit seiner Buckelkraxe zu Boden und zerschlägt alle Glastafeln.

Wir haben somit insgesamt von 21 Szenen Kenntnis erhalten, wobei die Handwerkerszenen als eine gezählt sind. Wahrscheinlich gab es in verschiedenen Spielzeiten noch mehr. Also ein stattliches „Repertoire“, aus dem sich gut mit vollen Händen schöpfen läßt.

IV. Volkskundliches und Kunstgeschichtliches zum Steyrer Krippel.

Wir besitzen über die kunstgeschichtliche Entwicklung und volkskundliche Stellung der Weihnachtskrippe eine sehr schöne und erschöpfende Arbeit aus der Feder des bayrischen Generalkonservators Dr. Georg Hager¹⁾. Indem wir dem Folgenden die Ergebnisse dieses Werkes zugrunde legen, soweit sie sich auf die Verbindung von Weihnachtskrippe und Puppenspiel beziehen, gewinnen wir eine verlässliche Hand-

¹⁾ G. Hager, Die Weihnachtskrippe. Ein Beitrag zur Volkskunde und Kunstgeschichte. München, Gesellschaft für christl. Kunst 1902. 4°. 145 Seiten.

Der selbe, Die Weihnachtskrippe in dem Buche „Heimatkunst, Klosterstudien, Denkmalpflege“, S. 179—203. München, C. Rieger, 1909.

habe für die Herleitung, Einordnung und Zugehörigkeit des Steyrer Kripperls. Andererseits ermöglicht uns diese Einsicht in den Zusammenhang die Erkenntnis, die uns im Steyrer Kripperl selbst ein bezeichnendes und wertvolles Glied in der Entwicklungskette volkstümlicher Weihnachtskrippen sehen läßt.

Der symbolische Brauch, zur Weihnachtszeit auf oder hinter dem Altar einen Krippentrog aufzustellen, reicht, wie der des Palmesels schon ins 1. Jahrtausend n. Chr. zurück. Er geht letzten Endes aus der Aufstellung der echten Krippenreste aus Bethlehem durch Papst Sixtus III. (432—440) in der Basilika St. Mariae in Rom hervor. Ihre weitere Entwicklung aber verdankt die Weihnachtskrippe bereits ihrer Verbindung mit dem Schauspiel. Ihre Geburtshelfer sind die geistlichen Mysterienspiele, die sich in England und Deutschland schon im 10. Jahrhundert sicher nachweisen lassen, wahrscheinlich aber noch ins 9. Jahrhundert zurückreichen. Die Verbindung von Krippe und Schauspiel ist also gerade 1000 Jahre alt. Diese Tatsache allein läßt uns das Steyrer Kripperl schon mit ganz anderen Augen ansehen.

Freilich wurden die mit der Krippe verbundenen Spiele zunächst nicht mit Puppen, sondern durch lebende Personen aufgeführt. Vor einer schlichten Krippe wurden jene Mysterienspiele abgespielt, ganz ähnlich, wie sich heute noch das bäuerliche Hirtenspiel um eine kleine hölzerne Krippe, die inmitten des Raumes auf einen Stuhl gestellt ist, abspielt¹⁾. Anfänglich waren jene Weihnachtsspiele rein geistlicher Art, Mysterienspiele, die mit Vorliebe vor allem in Klosterkirchen zur Darstellung gebracht wurden. Bald aber wuchsen die Weihnachtsspiele über den Rahmen der Kirche hinaus und nahmen mehr und mehr volkstümliches Gewand an, ein Entwicklungsgang, der besonders durch den Franziskaner- und Dominikanerorden gefördert wurde. Vielfach kam es dabei, namentlich in südlichen Ländern, auf schaustellerisches Gepränge an. So veranstalteten 1336 die Dominikaner in Mailand einen glänzenden Aufzug der heiligen drei Könige zu Pferde, mit Musik, großem Gefolge und allerlei seltsamen Tieren. Und 1414 wissen wir von einem eben solchen Aufzug in Parma. Der Einzug der heiligen drei Könige im Steyrer Kripperl mutet also wie ein bescheidener, später Abglanz solcher schon im 14. Jahrhundert nachweisbarer Aufzüge an. Damals (im 14. Jahrhundert) wurden die geistlichen Spiele, die bishin nur in lateinischer Sprache gelautet hatten, bereits in den Landessprachen aufgeführt. „Das Volk nahm jetzt am Spiele noch innigeren Anteil als früher. Das Bedürfnis zu spielen wuchs mehr und mehr.“ Und da ist es nun von besonderer Wichtigkeit für uns, daß man schon in jener frühen Zeit an Stelle der lebenden Spieler P u p p e n einzuführen begann. „Wo das Spiel mit lebenden Personen nicht durchzuführen war, half man sich mit M a r i o-

¹⁾ In dieser Form haben wir ein bäuerliches Hirtenspiel selbst noch im Jänner 1913 in St. Aegydi bei Murau gesehen und aufgenommen.

netten, d. h. mit kleinen beweglichen Figürchen, die mittels Zugfäden dirigiert wurden. Mit den schon im Altertum bekannten Marionetten wurden im Mittelalter an vielen Orten Weihnachtsspiele von den Priestern in den Kirchen gegeben. Magnin berichtet diese Sitte aus Spanien, Frankreich und England¹⁾. In Spanien verbot erst die Synode von Orihuela 1600 die Marionettenspiele am Altar. In Dieppe wurden von 1443—1647 Marionettenspiele in der St. Jakobskirche aufgeführt, darunter auch das Weihnachtsmysterium. Als im 17. Jahrhundert die Marionetten in den Kirchen verboten wurden, zogen sie sich in die Vorhallen und an die Pforten der Klöster zurück. In Paris stellten z. B. die Theatiner im 17. Jahrhundert Krippenspiele mit Marionetten an der Klosterpforte dar. In England bestanden die Marionettenspiele in den Kirchen bis zur Kirchenspaltung unter Heinrich VIII.²⁾“

Aus diesen Ausführungen zeigt sich uns schon mit voller Deutlichkeit, daß das Steyrer Krippelr nicht etwas für sich allein Bestehendes ist, sondern zu einer Gattung gehört, die mit völliger Gewißheit auf die schon im 14. und 15. Jahrhundert nachweisbaren geistlichen Marionettenspiele zurückgeht. Nähere Einzelübereinstimmungen, so z. B. die schon im Mittelalter nachweisbare Gepflogenheit, jene Marionetten-Krippenfiguren auch mit wirklichen Stoffen zu bekleiden³⁾, ganz wie dies noch heute bei den Steyrer Krippenfiguren der Brauch ist, machen diesen Zusammenhang noch klarer.

Von dieser Entwicklungsstufe aus, ergibt sich uns auch ein sehr interessanter Seitenblick auf die Entwicklungsgeschichte der Weihnachtskrippe überhaupt. Wenn es nämlich wohl für jeden nicht näher Eingeweihten zunächst den Anschein hat, als ob die unbewegliche Weihnachtskrippe mit den festen, geschnitzten Figuren das ältere sei oder doch eine selbständige Entstehungsgeschichte habe, so zeigt uns die Arbeit Hagers, daß sich die Sache in Wahrheit gerade umgekehrt verhält: Die Spiele sind das ältere, und die feste Weihnachts-Figurenkrippe ist erst verhältnismäßig spät aus den Spielen, und zwar namentlich aus den Marionettenspielen entstanden. Die Krippen-Puppenspiele sind also die Mutter unserer heute üblichen festen, unbeweglichen Figuren-Weihnachtskrippe. Diese letztere, also die rein plastische Darstellung der Geburt Christi, das plastische Krippenbild, ist nur eine fest gewordene Augenblicksdarstellung aus dem Krippenspiel. Und selbst die Krippendarstellungen „als Reliefs auf spätgotischen Flügelaltären sind nichts anderes als die in Holz übersetzten geistlichen Schauspiele jener Zeit“⁴⁾. Hager weist geradezu nach, daß die Flügelaltarreliefs, die

¹⁾ Magnin Ch., Histoire des marionettes, 1852.

²⁾ G. Hager, a. a. O., S. 18. — K. Engel, Deutsche Puppenkomödien, XII., 1892.

³⁾ G. Hager, a. a. O., S. 26.

⁴⁾ W. Lübke, Gesch. d. Plastik, II³ (1880), S. 683 f.

also ihrerseits auf jene Spiele zurückgehen, erst der erste Schritt zur Gestaltung plastischer, unbeweglicher Weihnachtskrippen waren, die sich tatsächlich erst im 16. Jahrhundert nachweisen lassen. In jener Zeit zeigt sich auch in der Tat noch ihr deutlicher Zusammenhang mit dem Spiel. So finden wir 1550 für Köln eine figürliche Krippe erwähnt, vor der gesungen und sogar getanzt wurde.

Dieser Rückblick ist für uns sehr wichtig. Er läßt uns nun mit einem Schlage erkennen, daß sich im Steyrer Kripperl bis auf unsere Tage noch jene altertümliche Form der Krippendarstellung erhalten hat, in der das Spiel und die Figurenkrippe noch eines waren. Und der Kern der Steyrer Kripperls, die geistlichen Szenen zu Beginn des Spieles, geht also seinem Wesen und seiner Gattung nach zweifellos auf jene frühen Krippen-Figurenspiele des 14. und 15. Jahrhunderts zurück. — Das ganze Spiel des Steyrer Kripperls aber ist viel jünger. Denn es ist — ein sehr interessanter entwicklungsgeschichtlicher Vorgang — wie sich gleich zeigen wird, seinerseits wieder von der Entwicklung beeinflußt, die nun die plastische, unbewegliche Figurenweihnachtskrippe genommen hat.

Diese wurde nämlich, sobald sie sich einmal bis zu einem gewissen Grade vom Spiel unabhängig und selbständig gemacht hatte, namentlich durch das Wirklichkeitsbedürfnis der Renaissance in ganz ungeahnter Weise gefördert. Es war das ja überhaupt die Zeit der großartigen und kunstvollen Doken- und Puppenhäuser, Meierhöfe, Stadtmodelle, Falknereien, Bergwerke u. dgl., kurzum eine Zeit voll Lust an getreuen Modelldarstellungen der Welt und Menschen mit allen Einzelheiten und Kleinigkeiten. Und das ist nun auch die Entwicklungsstufe, auf der zahllose unserer kleinbürgerlichen und bäuerlichen Weihnachtskrippen bis zum heutigen Tage noch stehen und auf der letzten Endes auch die ganze Einrichtung und Anordnung der Schaubühne des Steyrer Kripperls beruht. Denn diese Schaubühne ist schließlich selbst nichts anderes als eine große Weihnachtskrippe. Man sieht eben auch hierin wieder deutlich, daß eine völlige Trennung des Spieles und der Krippe gar nicht möglich ist. Das zeigt sich auch in der nun folgenden Zeit. Die Prachtkrippen, die namentlich in Italien eine ganz ungeheuerliche Höhe künstlerischer und räumlicher Art erlangten, wurden vor allem durch die Jesuiten auch in Deutschland mehr und mehr bekannt. Aber gerade diese deutschen Jesuitenkrippen zeigen auch ihrerseits wieder noch deutlich den alten Zusammenhang mit dem Spiel: Im Jahre 1607 errichteten die Jesuiten z. B. in der Renaissancekirche in München eine solche Prachtkrippe, die von Advent bis Lichtmeß aufgestellt war und acht auswechselbare Figurenbilder besaß, die man „Vorstellungen“ nannte. Es ist vollkommen dasselbe, wenn wir im Steyrer Kripperl sechs solcher auswechselbarer Figurenbilder von Advent bis Lichtmeß dargestellt finden; d. h. also: Ihrem Wesen und ihrer Gattung nach gehen die geistlichen Szenen des Steyrer Kripperls auf die Krippen-

Puppenspiele des 14. und 15. Jahrhunderts zurück, ihrer Individualität nach aber beruhen sie (mit Ausnahme der beweglich gespielten Hirtenszene) auf der späteren Darstellungsart der festen aber auswechselbaren geistlichen Figuren bilder, die freilich selbst wieder in den Spielen wurzeln. Man sieht deutlich, es ist eine sich immer wieder durchdringende, berührende, lösende und wieder findende Entwicklungskette.

Auch die spätere Entwicklungszeit der Weihnachtskrippe hat dem „Steyrer Krippel“ noch vieles abgegeben. War der Wirklichkeitssinn der Renaissance der mannigfaltigen Kleinmalerei in den Krippendarstellungen besonders günstig, so dringt im frohen Barock und Rokoko die Liebe zur Natur, die Schäferidylle und der Frohsinn in das Krippel ein. Mit all dem wuchs aber die nun schon weit über die Klosterkirche hinausgehende Verbreitung und Volkstümlichkeit der Krippe, die schon im 17. Jahrhundert auch in zahlreichen Privathäusern nachweisbar ist. Und gerade in diesen weltlichen Kreisen lebte nun die alte Sitte, vor den Krippen zu spielen, aufs neue fort. Aber es kam jetzt ein neuer Umstand hinzu, der für unser Steyrer Krippel von ganz besonderer Wichtigkeit werden sollte. Mit der Volkstümlichkeit und mit dem Eindringen ins Weltleben wuchs das Einschleichen weltlicher Szenen in das Krippenspiel. „Je mehr sich die Krippen in den Privathäusern verbreiteten, desto volkstümlicher wurde ihre Ausstattung. Wie in den Weihnachtsspielen und Hirterliedern das komische Element in naiver Weise zum Durchbruch kam, so auch in den Krippen. Komische Genrefiguren schlichen sich ein. Letzteres wurde durch das Spiel der Marionettenkrippen begünstigt..., das sich jetzt außerhalb des geweihten Ortes bei den Puppenspielern und vielfach auch bei sonstigen Liebhabern fort und fort erhielt¹⁾.“ Und da kommt nun noch ein für das Steyrer Krippel wichtiger Umstand, die Einführung der mechanisch beweglichen Figuren hinzu. Besonders lehrreich ist uns hiefür eine Stelle, die Hager aus des Paul von Stetten „Kunst-, Gewerbe- und Handwerksgegeschichte der Reichsstadt Augsburg“ (1779), und zwar aus dem Abschnitte des Buches anführt, in welchen „von der Kunst, sich selbst bewegende Bilder zu verfertigen“, gehandelt wird. Es heißt da: „Zu der dritten Art von sogenannten Anrichtungen kann man die sogenannten lebendigen Krippen rechnen, die zur Weihnachtszeit aufgestellt werden. Sie gehören eben nicht unter die wichtigsten mechanischen Erfindungen. Die meisten werden gezogen und mit Händen und Füßen regiert, doch ist wohl allezeit einiger Mechanismus dabei. Indessen gehört auch hiezu ein sinnreicher Kopf, dem es nicht an guten Erfindungen mangelt.“ — Man sieht, es ist kein Zweifel, daß man auch schon im 18. Jahrhundert in Süddeutschland Krippen nicht nur wie früher mit Puppen, sondern auch bereits mit mechanischen

¹⁾ Hager, a. a. O., S. 35.

Gruppen besaß, wie wir solche in den Handwerkerszenen des Steyrer Krippers wiederfinden.

Es ist also gewiß, daß der größere Teil des Steyrer Krippers, die weltlichen Szenen und die Handwerkerszenen keinesfalls vor das 18. Jahrhundert zurückgehen. Allein wenn auch nicht der höhere Altertumswert, so liegt doch gerade in diesen Szenen der hauptsächlich volkstümliche Wert des Steyrer Krippers. Sehr schön schreibt Hager über den Gemütswert, der gerade in diesem Hinzutreten weltlich volkstümlicher Züge in das Krippel begründet ist¹⁾: „Kann sich die Krippe weiter ausdehnen, so treten Szenen aus dem Volksleben hinzu, in erster Linie ländliche Szenen aus dem Kreise der Hirten und Bauern, dann aber auch Szenen aus dem Treiben der Bürger. Das Christkind ist ja inmitten der Menschen auf die Welt gekommen, mit seiner Geburt ist Heil und Freude widerfahren allen, die eines guten Willens sind... Der Gedanke, daß an jedem Weihnachtsfeste das Christkind zum Volke kommt und das Volk wiederum zum Christkind, hat in den geistlichen Schauspielen, im kirchlichen Weihnachtsspiel, seine Ausgestaltung erfahren, er hat in der Kunst der Plastik und Malerei seine Spuren eingezeichnet, und er hat vor allem in der Krippe zu ausgedehnten Darstellungen aus dem Volksleben, zu reichen Sittenbildern geführt. — Das Sittenbild in der Krippe! Wenn wir die Nachrichten überblicken, die wir über die Krippendarstellungen seit dem Mittelalter finden, und wenn wir die Krippen mustern, die aus alter Zeit auf uns gekommen sind, so werden wir gerade in der innigen Verbindung der Krippe mit dem Volksleben, mit dem Sittenbild, das gemütsvolle Moment erblicken, das diesem Kunstzweige einen so eigenartigen Reiz verleiht. Was ist das aber anderes als die Art, in der die alte niederländische und die altdutsche Kunst, ja auch die alten italienischen Meister die Geschichte der Geburt Christi dargestellt haben? Übersetzung der heiligen Vorgänge in die eigene Zeit und in das eigene Volk — das ist das Geheimnis, auf dem der volkstümliche Charakter der Kunst beruht.“

So einleuchtend und so schön dieser Gedanke hier behandelt ist, so hat aber vielleicht bei diesem Hereinziehen der Volksszenen und der Sittenbilder doch noch ein zweites Moment mitgewirkt, das aus einer ebenfalls bei Hager²⁾ angeführten Stelle in einer Reisebeschreibung des Jahres 1730 ausdrücklich, allerdings nur für eine römische Krippendarstellung genannt wird. Der Dominikanerpater Lapata schreibt dort nämlich³⁾ über eine von ihm selbst gesehene Krippendarstellung in Rom: „Es herrscht dabei die Idee, daß in Bethlehém zur Zeit der Geburt des Herrn ein großer Jahrmarkt war, wo es von Buden aller Art, von Kaufleuten, Gewürzkrämeren und Handwerkern wimmelte. Eine große Bühne

¹⁾ Hager, *Heimatkunst...*, S. 184 f.

²⁾ Hager, a. a. O., S. 95 f.

³⁾ P. Lapata „*Voyages en Espagne et en Italie*“, Paris 1730, III., S. 292.

wird aufgerichtet und auf diese stellt man Häuser aus Pappendeckel, Buden von Krämern, Handwerkern und Wirten, Züge von Kaufleuten, Tiere jeder Gattung, die man zu Markt bringt, einen Buchhändler mit Neuigkeitskrämern, Prozessionen, Begräbnisse, Ehepaare, die zur Kirche gehen (vgl. unsere Taufszene), Leute, welche raufen, Bauern, die tanzen, Hirten mit Dudelsack, Spitzbuben, Schulknaben; kurz, was man nur in der Stadt und auf dem Lande sehen kann, ist auf diesem kleinen Raume versammelt.“

Für diese Auffassung, daß die Idee von dem Volkszählungsjahrmarkt in Bethlehem ihrerseits fördernd auf die Hereinziehung der Volksszenen und Sittenbilder mitgewirkt hat, spricht, wie uns scheint, außer dieser Nachricht des P. Lapatja doch auch die Tatsache, daß die Stadt in den Weihnachtskrippen doch ursprünglich die Stadt Bethlehem darstellen sollte (wenn sie auch z. B. in unserem Steyrer Krippel ganz das Steyrer Gewand erhielt) und die in Flandern und Schlesien nachweisbare Bezeichnung solcher Krippen als „Bethlehem“.

Soviel über das Allgemeine der Krippen und der Krippenspiele. Wir können daraus zusammenfassend sagen: Das Steyrer Krippenspiel ist keine Einzelercheinung, sondern es geht unzweideutig auf die schon im 14. Jahrhundert nachweisbaren Marionetten-Krippenspiele zurück. Seine Einrichtung und szenische Belegung aber gründet auf die in der Renaissance aufgekommenen reichlich ausgestatteten Schaukrippen und auf die in der Barock- und Rokokozeit hinzugetretenen Volksszenen. In seiner jetzigen Form ist das Steyrer Krippel zweifellos ein Kind des 18. Jahrhunderts, das zahlreiche Einzelzüge aus späterer Zeit hinzugefügt hat, in seinen Wurzeln aber in viel frühere Zeiten zurückgreift.

Es handelt sich jetzt noch darum, nach Analogien in den Einzelercheinungen des Steyrer Krippels zu suchen. Und auch da finden wir wieder bei Hager reiche Auskunft. — Ich greife da zunächst die für das Steyrer Krippel in Betracht kommenden Stellen aus einer Schilderung heraus, die Frh. v. Reinsberg-Düringsfeld für die Tiroler Krippen des 19. Jahrhunderts gibt¹⁾. Dort heißt es u. a.: „Sobald der Sinte Klas (St. Nikolaus) umgeht... werden die einzelnen Gegenstände der Krippe zusammengesucht... Am Christabend wird die Krippe aufgemacht. In dunkler Grotte ruht das Kind, die Gottesmutter kniet

¹⁾ Frh. v. Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr (1863), S. 385 f. bei Hager, a. a. O., S. 45 f; man vergleiche auch die Schilderung einer großen Tiroler Krippe im Museum für österreichische Volkskunde, M. Haberlandt, Katalog der Sammlungen des Museums für österreichische Volkskunde, Wien 1897, S. 161 ff. Abbildung in der Leipziger Illustrierten Zeitung 1897, Bd. 108, S. 561.

an seiner Seite, während Josef am Eingang steht und Hirten, meist in Tiroler Tracht, knien vor der Höhle oder auf der Mooswiese, auf welcher Lämmchen grasen und Engel mit goldenen Flügeln mit den Hirten sprechen... Auf den Bergen, die sich über der Höhle erheben, liegen Häuser und Burgen, weiden Herden... und schweifen Jäger mit Stutzen, um Hasen und Gamsen zu schießen... Knappen arbeiten und ziehen schwerbeladene Karren aus den Schachten... So bleibt die Krippe bis zum Sylvestertage, wo die Beschneidung aufgemacht wird, der am 5. Jänner die heiligen drei Könige folgen. Diese füllen mit ihrem glänzenden Gefolge aus Edelknaben, Reitern und Dienern mit Pferden, Kameelen und Elefanten den Platz und sind des Pompes wegen die Lieblingsvorstellung des Volkes... Je kostbarer, größer und stattlicher eine Krippe ist, um so stolzer ist der Besitzer. Manche bestehen auch aus beweglichen Figuren und kosten oft mehrere Tausend Gulden...“ Man sieht, das deckt sich Zug für Zug mit einzelnen Teilen des Steyrer Kripperls. Handelt es sich hier aber um feste Tiroler Krippen, so hören wir von den H a l l e i n e r Bildschnitzer- und Krippenmacher-Familien, daß sie auch von Alters her K r i p p e n s p i e l e, und zwar von Maria Empfängnis (8. Dezember) bis Maria Lichtmeß (2. Februar) in der Stadt Hallein und deren Nachbarschaft umherwandernd in den Häusern aufführten¹⁾. Das ist genau dieselbe Spielzeit wie beim Steyrer Kripperl. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in Bayern. In B a m b e r g zumal hat sich die Krippe besonders reich entwickelt und in der oberen Pfarrkirche werden von Weihnachten bis Lichtmeß eine große Anzahl von Bildern gestellt; die Vorstellungen wechseln alle paar Tage... Typische Figuren aus dem Volke treten in der Krippe auf, so der „Greanhans“ und der „Vizeknorz“²⁾. Wir haben da also die völlige Analogie zu unserm „Wällischhans“.

Es liegt also sehr nahe, zwischen diesen tirolischen, altbayrischen fränkischen und dem Steyrer Kripperl eine Verbindung anzunehmen, um so mehr als wir wissen, daß die bayrischen Volkskunsterzeugnisse (ein volkstümlicher Schnitzer Lorenz in Tölz wird schon 1494 erwähnt), schon früh donauabwärts bis nach Linz und Wien geführt wurden³⁾, und die Herstellung namentlich gekleideter Krippenfiguren ein Zweig der Augsburger Kunstindustrie war⁴⁾. Allein die Verbreitung völlig übereinstimmender Einzelheiten ist noch viel weitergehend. — Die s c h l e s i s c h e n Weihnachtskrippen, die schon an sich ganz an die tirolischen und altbayrischen erinnern, überliefern uns außerdem namentlich aus Freihermersdorf einen Brauch, der vollständig mit dem Beginn des Steyrer Kripperls übereinstimmt: „In der Christmette wurden nach dem Evangelium der heiligen Messe Hirtenlieder mit verteilten Stimmen am Chore

¹⁾ A. Hartmann, Volksschauspiele (1880), S. 78, b. Hager, S. 46.

²⁾ Hager, S. 84.

³⁾ G. Westermayer, Chronik der Burg und des Marktes Tölz, 1891, S. 148 ff., und Hager, a. a. O., S. 80 f.

⁴⁾ P. v. Stetten, Kunstgeschichte von Augsburg II (1788), S. 293 ff., Hager, S. 83.

gesungen. Zuerst schlug die Uhr die zwölfte Stunde, dann blies der Nachtwächter das Horn, ein Engel sang das Gloria in excelsis und nun begannen die Hirten ihre Wechselgesänge¹⁾.“ Einen ganz gleichen Brauch erfahren wir aus Böhmen, wo in der Prager Kajetanerkirche bei der Mette der Nachtwächter in die Kirche kommt, um mit seinem Kuhhorn die zwölfte Stunde zu verkünden, worauf die Hirten mit Hörnern und langen Pfeifen, von Dudelsack und Vogelstimmen begleitet, ein Weihnachtslied anstimmen. Wenn wir dazu halten, daß in Budweis große Krippen vorgeführt wurden, die unter anderem mit Mühlen und Bergwerken ausgestattet waren²⁾ und daß das im Steyrer Krippel gesungene Bergmannslied (vgl. oben S. 12) in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Sachsen nachweisbar ist, so liegt der Schluß wohl recht nahe, daß der Beginn des Steyrer Krippenspieles mit Nachtwächter und Handwerkerszenen von dieser Seite her auf den Weg über Budweis eingeführt oder doch beeinflußt worden sei.

Daß gerade hier in Sachsen, Böhmen, Schlesien ein Hauptgebiet derartiger Krippenspiele zu suchen gewesen sein muß, ergibt sich auch aus der Tatsache, daß selbst die östlichen Slawenländer von hier aus zu ähnlichen Spielen angeregt wurden. So finden wir ein Kripperspiel unter dem Namen *Schopa* (= Hütte) in Polen³⁾, das trotz seines veränderten nationalen Gewandes doch ganz deutlich die wesentlichen Grundzüge der westlichen deutschen Krippenspiele zeigt. Die „*Schopa*“ ist ein etwa $\frac{3}{4}$ m breites, mit Stroh gedecktes, tragbares Häuschen mit Bühnenvorhang. Das Spiel, ebenfalls ein Puppenspiel, das sich in dieser „*Schopa*“ abspielt, zeigt die Huldigung der verschiedenen nationalen Volkstypen vor dem Christkind. Es erscheinen, tanzen und singen der pelzverbrämte Bojar, der lustige Madziar, der Goral im Skirpeach, der Czikos, der Moskal, der Schlachtschitz, der Zigeuner, der Prussak, der Lithauer und selbst ein polnischer Jüd. — So national diese *Schopa* nun auch anmutet, so besteht, wie gesagt, kein Zweifel, daß sie auf deutschen Ursprung zurückgeht. Der beste Beweis dafür ist die Tatsache, daß wir in Thüringen schon im 18. Jahrhundert ganz ähnliche tragbare Marionettenkrippen kennen, die von den Sternsängern herumgetragen und gespielt wurden und daß noch um 1870 in Westerndorf bei Rosenheim in Oberbayern Bauernmädchen mit einer tragbaren Krippe herumzogen und Weihnachtsspiele aufführten⁴⁾. Und wie weit diese Sitte nach Norden hinauf reichte, ersehen wir daraus, daß in Aachen noch heute der Ausdruck „*Krepeche*“

¹⁾ A. Peter, Zuckmantler Passionsspiel. Progr. des k. k. Obergymnasiums zu Troppau, 1868, S. 2.

²⁾ O. Frh. v. Reinsberg-Düringsfeld, Festkalender aus Böhmen, 861, S. 551.

³⁾ Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, 1899, S. 53. — A. Tille, Geschichte der deutschen Weihnacht, S. 72. — G. Hager, a. a. O., S. 87 f.

⁴⁾ Hager, a. a. O., S. 34.

nicht nur für die Weihnachtskrippe, sondern schlechthin für jedes Marionetten- und Puppenspiel gebraucht wird¹⁾. Bekanntlich ist ja auch in ganz Deutschösterreich die Bezeichnung „Krippelgspiel“ (volksethymologisch auch zu „Krüppelgspiel“ umgeformt) für jedes kindlich naive und kleinliche Spiel, aber im weiteren Sinne verächtlich für etwas minderwertiges überhaupt, geläufig.

Wenn wir das alles zusammenfassen, so sehen wir, daß das Steyrer Krippel auf einem Boden entstand, auf dem es geradezu entstehen mußte. Im Westen (Bayern) und im Norden (Böhmen, Schlesien, Sachsen, Thüringen) herrschte die Sitte der Krippen-Puppenspiele und die Beziehungen der alten Eisenstadt mußten sie mit dieser Sitte bekannt machen. Es scheint übrigens, daß das Steyrer Krippel nicht das einzige seiner Art in Oberösterreich gewesen ist. Pailler²⁾ spricht geradezu von einem „oberösterreichischen Krippel“ als Typus, der durchaus nicht mit der üblichen plastischen Figurenweihnachtskrippe verwechselt werden darf. Er beschreibt aus seiner Kinderzeit³⁾, also wohl aus Linz ein solches oberösterreichisches „Krippel“, das derartig schlagende Übereinstimmungen mit dem Steyrer Krippel aufweist, daß man geradezu irre werden und es für das Steyrer Spiel selbst halten könnte. Wie bei dem letzteren war auch hier die Bühne durch ein Holzgitterchen abgeschlossen, war ferner auch hier der Vordergrund durch die eigentliche Krippendarstellung mit „schuhhohen“ Figuren belebt, beherbergte auch hier die zweite Stufe eine lange Reihe netter Häuschen, in denen je ein Handwerker bei seiner Arbeit, Maschine und sonstigem Geräte saß oder stand. Es gab da Schmiede, Schreiner, Gärber, Müller, Binder, Drescher, Zimmerleute, Drechsler, Spinnstube, Schuster, Schneider usw. — „Der oberste Raum stellte einen von drei Seiten geschlossenen, nach vorne offenen Stadtplatz vor „die Stadt Bethlehem, wie wir behaupteten, wobei uns allerlei moderne Gebäude nicht beirrten.“ Freilich erwähnt dann Pailler u. a. ein „Kaffeehaus“, ein „Schulhaus“, ein „Mautamt von Bethlehem“, eine „schöne zweitürmige Kirche“, also Dinge die wenigstens in der heutigen Form des Steyrer Krippels nicht mehr vorhanden sind. Auch fällt es auf, daß das Spiel, welches Pailler sah, durch eine Hirtin „Zenzerl“ eröffnet wurde. Vollkommen übereinstimmend mit dem Steyrerspiel sind dann aber die Handwerkerszenen und die Erscheinung des Berggeistes geschildert⁴⁾, ebenso die Szene „Der Müller weckt sein' Hanserl auf“⁵⁾, dagegen fehlen die von

1) Hager, a. a. O., S. 88.

2) Pailler W., „Weihnachtslieder und Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol“, Innsbruck 1881, Bd. I., S. XIV ff.

3) Wilhelm Pailler, Chorherr des Stiftes St. Florian ist, wie uns der Stiftsarchivar P. Müller über liebenswürdige Vermittlung des Herrn Prof. Goldbacher mitteilte, am 23. März 1838 in Linz geboren.

4) Pailler, a. a. O., S. XVI.

5) Pailler, a. a. O., S. XVII.

Pailler erzählten „Bamkraxler“- , „Kaffeehaus“- und „Schulhaus“-Szenen¹⁾ sowie die „Verurteilung des Rastelbinders“, der „Segen“ im Münster und das Jägerlied an „Phöbus“²⁾. Wohl aber heißt bei unserem Steyrerspiel die Apfeldiebszene noch heute „Der Bamkraxler“, wird der „Segen“ bei der Fronleichnamsprozession erteilt, entkommt der Rastelbinder ohne Urteil und wird statt eines „Jägerliedes an Phöbus“ ein Wildschützenlied gesungen. Die von Pailler³⁾ genannten Szenen „Der Rauchfangkehrer“ und der „Herr Express“ (der aber hier ein dünkelfahter alter Nichtstuer war und von zwei Schusterbuben genarrt wurde) stimmen aber, erstere inhaltlich, letztere in ihrer Benennung wieder ganz mit dem Steyrer Krippel überein. Wenn wir uns vorstellen, daß seit 1840 wohl vieles in unserem Spiel sich geändert haben mag, so könnten wir also immerhin annehmen, daß Pailler geradezu das Steyrer Krippel selbst gesehen habe. Da aber Pailler ein Linzer ist und sich zudem in Sierninghofen bei Steyr die Überreste eines zweiten alten Krippenspiels gefunden haben, so ist es wohl richtiger anzunehmen, daß es eben in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Oberösterreich mehrere einander sehr ähnliche Krippen-Puppenspiele gab, von denen sich eben nur das Steyrer erhalten hat. Das stimmt sehr gut damit überein, daß Pailler eben, wie gesagt, von einem Typus des „obderennsischen Krippels“ redet.

Das Steyrer Krippel ist also, wie wir zusammenfassend sagen können, der letzte Vertreter eines volkstümlichen Weihnachtsspiels, das im 19. Jahrhundert und wohl schon im 18. Jahrhundert in Oberösterreich, aber auch in Bayern, Böhmen, Sachsen, Thüringen, Norddeutschland, Schlesien und Polen üblich war, dessen heutige Form sicher im 18. Jahrhundert entstand und von verschiedenen Seiten her beeinflußt wurde. So deuten der Beginn mit Nächstwächter und Bergmannsszene auf Budweis, Böhmen, Schlesien und Sachsen, die Spielzeit, die auswechselbaren Bilder, das Schleiferlied, der Wällischhans, der Schwoagabua und mehrere Einzelheiten der Einrichtung auf Italien, Tirol, Salzburg (Hallein) und Bayern, das Wildschützenlied, das Rauchfangkehrerlied und die Kohlbauernlieder auf Steiermark und die Einführung bestimmter Volkstypen auf Franken (Bamberg). — Soviel läßt sich über die Einflußrichtungen bezüglich der endgültigen Gestaltung des Steyrer Krippelspiels sagen. — Der ganze Typus aber solcher Krippen-Puppenspiele und damit das Steyrer Krippel geht in seinen Urwurzeln ohne Zweifel auf die mittelalterlichen Marionetten-Krippenspiele zurück, die scheinbar in den südlichen und westlichen romanischen Ländern ihren Ausgang nahmen und freilich selbst wieder in den deutschen und englischen Mysterienspielen wurzeln. Vielleicht ist in der Tatsache, daß der Vorhang des Steyrer Krippels ein Bild von Neapel zeigt, noch irgend eine leise Erinnerung an den einstigen

1) Pailler, a. a. O., S. XVII—XIX.

2) Pailler, a. a. O., S. XIX f.

3) Pailler, a. a. O., S. XIX.

italienischen Einfluß (man denke an die alte Eisenstraße Steyr-Villach-Udine) verborgen. Mehr läßt sich bei dem völligen Mangel jeder archivalischer Nachrichten¹⁾ wohl nicht sagen.

Sicher ist es also, daß das Steyrer Kripperl eine Schöpfung verschiedener Kultureinflüsse darstellt, wie schließlich der Christbaum, das Volkslied und das Volksmärchen auch. Aber wie diese hat es all das, was ihm seinen besonderen Reiz verleiht, die bodenständige Ortsfarbe, die deutsche Seele doch erst in der Heimat erhalten. Und wie die Krippe überhaupt „ein Spiegel des Volkslebens in den einzelnen christlichen Ländern ist“²⁾, wie der Sizilianer, der Neapolitaner, der Römer, der Tiroler und der Bayer, der Rheinländer und der Deutschböhme, der Schlesier und der Pole, wie sie alle sich selbst darstellen wollen in ihren Krippen, so ist auch das Steyrer Kripperl, soweit auch seine Wurzeln zeitlich und räumlich auseinander reichen mögen, doch der deutschen und der österreichischen Volkskunde und Volkskunst dadurch von besonderem Wert, daß es ein so anmutiger Zauberspiegel des altsteyrischen Volkslebens geworden ist. — Möge stets ein guter Stern über ihm sein!

II. Kleine Mitteilungen.

Volkstümliche Pflanzenbenennung im Waldviertel.

Von Dr. Eduard Weinkopf (Dobersberg.)

am Nachstehende Pflanzennamen wurden im Waldviertel, dem nordwestlichen Viertel Niederösterreichs und zwar in der näheren und weiteren Umgebung des Marktes Dobersberg, gesammelt. Für den Reichtum der Pflanzennamen der bayrisch-österreichischen Mundart, wie sie in der bezeichneten Gegend gesprochen wird, spricht der Umstand, daß aus einem Umkreise von wenigen Gehstunden bis zu sieben Synonymen für eine Art angeführt werden konnten. Hier wird nur ein Teil der vom Verfasser gesammelten Pflanzennamen des Gebietes behandelt, doch wurde die Art ihrer Entstehung in volkscundlicher wie sprachlicher Hinsicht, stets unter konkreter Anschauung des Pflanzenkörpers, nach Kräften zu erhellen gesucht.

Die Schreibweise wollte dem wirklichen Lautbilde möglichst gerecht werden. Es wurden jedoch der leichteren Lesbarkeit und Verständlichkeit einige Einräumungen gemacht, indem z. B. für das verdampfte *a* der

¹⁾ Prof. Dr. E. Pillewizer hat vergeblich die Steyrer Archive durchforscht. Nur soviel ist sicher, daß das Spiel schon vor 120 Jahren in Steyr bekannt war.

²⁾ Hager, Heimatkunst..., S. 140.

Mundart das Zeichen $\overset{\circ}{a}$ angewendet wurde, obgleich der Laut in der Aussprache mit dem offenen *o* vollkommen zusammenfällt. Der geschlossene *o*- und *e*-Laut sind als $\overset{\circ}{o}$ und $\overset{\circ}{e}$ von den offenen Lauten unterschieden.

Ackersteinsame (*Lithospermum arvense*) Krãñ^us chã^dln; wohl nach den vier harten, runden, schwärzlichen Nüßchen, welche im stehenbleibenden Kelch sitzen. Hã h n a kã m p, „Hahnenkamm“, obgleich die Blüten weiß und nicht rot sind. S ch n e i d a h a x n, „Schneiderbein“ (s. Kornrade!).

Ackerveilchen (*Viola arvensis*. Dreifãltigkeitstee; die Namen der zu Heiltrãnken verwendeten Krãuter erscheinen vielfach mit -tee zusammengesetzt. — Erschließt seine Blüten um den Dreifãltigkeitssonntag (ersten Sonntag nach Pfingsten) herum.

ãckelei (*Aquilegia vulgaris*). Blã u G l o c k n (Mz.).

Bandgras (*Phalaris arundinacea*). Bã n d l sã fã. (Sãfa bezeichnet überhaupt die Grasarten mit mehr steifen Blãttern.) Auf den Blãttern dieses Ziergrases wechseln weiße und grüne, bandartige Streifen auf gefãllige Weise ab.

Bãrlapp, Keuliger (*Lycopodium clavatum*). Hã r m k rã u d a. Harm, ältere Nebenform für Harn. Z i e r k rã u t; vielleicht wegen der Zierlichkeit der hellgrünen, schuppigen Stengel, die wie ein Schlanglein sich durch das Moos winden.

Beinwell (*Symphytum officinale*). S ch wã r z w u r z n; die schwarze Wurzel gilt seit altersher als heilsam bei Verletzungen, auch, zu Pulver gestoßen, bei Viehkrankheiten. Der Name scheint im bayri ch-österreichischen Sprachgebiet weit verbreitet: in Oberösterreich (s. handschr. Sammlung von Pflanzennamen der Umgebung Gmundens von Prof. K. Loitlesberger, dem Verfasser durch das Entgegenkommen der Akademie der Wissenschaften in Wien benützbãr gemacht), in Tirol (K. v. Dalla Torre, ^{Kommissionen in} ^{das bayr. ost.} ^{Wörterbuche}).

Buchenschwamm (*Polyporus fomentarius*). Z u n dã; da er ehemals dienen mußte, um zu zünden, wenn der Funke vom darüber geschlagenen Kiesel auf die trockene, poröse Masse fiel.

Buchweizen (*Polygonum fagopyrum*). H o a d n; Umdeutung, als ob diese Grünfutterpflanze auf Heidegrund gern wüchse. In Wahrheit jedoch bedeutet der Name ein von den Heiden (hier = Zigeuner) gekommenes Kulturgewãchs, worauf unter anderem der tschechische Name, *pohanka*, hinweist (vgl. Schrader-Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere, S. 513!).

Dill (*Anethum graveolens*). D i l n k rã i d l; sprachlicher Ursprung nach F. Kluge, Etymologisches Wörterbuch 7, 1910, dunkel; G u r k n k rã i d l; findet zum Einlegen der Gurken Verwendung.

Eberwurz, Stengellose (*Carlina aculis*). O a n hã ß n; die Blãtter sind stachelig, „hakig“, und jede Pflanze trãgt eine einzige Blüte, Jã gã b r o t; der fleischige Fruchtboden wird, allerdings bloß von Kindern, gegessen. B i r s c h t l, Bã r t b i r s c h t l; der Fruchtboden ist rauh von den dichtsitzenden, begrãnneten Früchtchen.

Eierbovist (*Bovista nigrescens*) und andere Boviste. B l i n d s c h wã mã l; das feine, schwarzbraune Sporenpulver, mit dem der blasenförmige Pilz gefüllt ist, macht nach dem Glauben der Kinder blind, wenn es ins Auge gerãt. B ö lã; zerplatzt im reifen Zustãnde knallend, wenn man darauftritt („Böller“ heißen sonst die kleinen, zu lãndlichen Festschießen verwendeten Mörser). J u d; wohl wegen der spãteren dunklen Fãrbung des Pilzes (vgl. dazu unter „Hainsimse“). K r o d n s c h wã mã; vielleicht nach der rundlichen Form und brãunlichen Fãrbung. Rã u p fã ß g, „Rauchfang“, da gleichsam angeraucht. Tã i f l s t o wã g; das Sporenpulver ist schnupftabakãhnlich; Zusammensetzung mit „Teufel“ wegen der vermeintlichen Gefãhrlichkeit.

Eierschwamm (*Cantharellus cibarius*). Nã gã l; nach der Form („Nãgal“ = Nelke).

Eisenhut (*Aconitum napellus*). T a i w a l i n N e s d; gebucht für: Umgebung Wiens (Castelli, Wörterbuch der Mundart in Österreich unter der Enns) und Oberösterreich (A. Pfeiffer, Einige oberösterreichische Trivialnamen der Pflanzen, in Verh. der zool.-bot. Gesellschaft in Wien, 44. Bd. 1894, 1. Quartal). Der Vergleich der zwei langgestielten, hohlen Blättchen, welche die innere Blütenhülle bilden, mit Tauben ist auch sonst häufig: „Täuberl im Schlag“ in Bayern (H. Marzell, Die Tiere in deutschen Pflanzennamen); „Tauben“ im Böhmerwald (Schreiber-Benda, Wiesen der Randgebirge Böhmens); sonst vielfach „Taubenkutsche“ und ähnliches (Marzell). S c h u a h a l n, nach der länglichen Hohlform der Blüten. G u p f h a u b n, nach den seit Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht mehr getragenen, dagegen helmförmigen goldgestickten Frauenhauben (Gupf bedeutet sonst eine konische Erhöhung).

Erdbeere (*Fragaria vesca*). (R o d i) B e n „(rote) Beeren“.

Färberginster (*Genista tinctoria*). B a i s r e a m, „Beißriemen“, hat zähe Stengel. Die goldgelben Blüten dieses Sträuchleins wurden bis vor etwa fünfzig Jahren gesammelt und in ganzen Wagenladungen nach Wien geschafft, um als Farbmittel Verwendung zu finden.

Flachs. und zwar Schließlein (*Linum usitatissimum* L. f. *vulgaris* Schübl. et Mart.). H ä r, wegen der Fäden. L e i n, Lehnwort aus lat. *linum*.

Flechten (*Lichenes*). M i a s. Schon ahd. *mios*, mhd. *mics*, eine Ablautform zu ahd. mhd. *mos*, Moos.

Flieder (*Syringa vulgaris*). S p a n i s c h a H o l a; die Zweige sind wie beim „Hohla“ (Hollunder) hohl und von weißem Mark erfüllt; davon der mundartliche wie der neuhochdeutsche Name. Daß die Herkunftsbezeichnung unrichtig ist, indem der Flieder aus Persien stammt, darauf hat schon K. Müllenhoff hingewiesen („Die Natur im Volksmunde“, 1898).

Fliegenpilz (*Agaricus muscarius*). F l i a g n s c h w ä m a; man bestreut seinen Hut leicht mit Zucker und verlockt dadurch die Stubenfliegen zum Genusse des giftigen Pilzes.

Fuchsie (*Fuchsia*). G l e c k a l s t o g; nach der Blütenform. F u x n s t o g; die rote Farbe mag zur volksetymologischen Deutung des nach einem Botaniker gegebenen Buchnamens geführt haben.

Gamander-Ehrenpreis (*Veronica chamaedrys*). H i m l s c h l i s s a l; gewöhnlich der Name für die Schlüsselblume; mit lokaler Beschränkung von Kindern gebraucht, wohl wegen der an den Himmel erinnernden blauen Farbe der Blütenkrone und ihrer der Blüte der Schlüsselblume ähnlichen Form.

Gänseblume (*Bellis perennis*). G e n s b l e a m a l; Standort und Schneeweiß der Blüte. Gefülltblühende: R o c k a l (wohl = Frauenrock).

Gauchheil (*Anagallis arvensis*). N a i n i b l e a m a l; die scharlachroten Blütchen erschließen sich regelmäßig erst um neun Uhr vormittags.

Gurke (*Cucumis sativa*). U m u r k n; aus dem Slawischen (tschech.: *okurka*).

Habichtschwamm (*Phaedon imbricatus*). R e c h s c h w ä m a; die Unterseite hat das Aussehen eines Rehfeldes.

Hahnenfußarten (*Ranunculaceae*) (größerblühende). S c h m ä l z b l o a m a, nach dem Fettglanz der gelben Blumenblätter.

Hainsimse (*Luzula*). J u d e, J u d n b l o a m a n, eine Grasart; wegen des langen, dunklen Bartes (Blütenrispe).

Hauswurz (*Sempervivum tectorum*). H a u s w u r z n; da sie, außer auf Felsen, auf Hausdächern wächst. W a (r) z n k r a u d a; der Saft der fleischigen Blätter wird gegen Fingerwarzen angewendet.

Hederich (*Raphanus raphanistrum*). D r ü s ä m = „Drillsame“; drillen bedeutet mhd. drehen, abrunden; vgl. drall und das Substantiv der Drall (in Gewehrläufen); demnach hätte die wohlgerundete Schotenfrucht den Anlaß zur Benennung gegeben. W ü d a R a d i „wilder Rettich“; einfache Abhilfe, indem man zur Bezeichnung den

Vmpf...
moos

V...
fliegenpilz

R

Namen eines ähnlich aussehenden Kulturgewächses hernahm und zum Unterschiede „wild“ = wildwachsend, beifügte, ein beliebter Vorgang.

Heidekraut (*Calluna vulgaris*). Hoada⁽ⁿ⁾, „Heider“.

Heidelbeere (*Vaccinium myrtillus*). Schwärzi Ben. Die weit seltenere Varietät mit weißen Beeren heißt Zugaben, „Zuckerbeeren“, da sie angeblich süßer schmecken als die gewöhnlichen blauschwarzen Heidelbeeren.

Heliotropium. Van⁽ⁿ⁾li; die lila Blüten dieser Topfpflanze duften wie Vanille.

Hirtentäschelkraut (*Capsella bursa pastoris*); Herzaln, nach der Form der Schötchen.

Hollunder, Rispiger (*Sambucus racemosa*). Hundsbenn; das schmähende Bestimmungswort, weil vermeintlich giftig.

Hornklee, Gemeiner (*Lotus corniculatus*). Da Himümuata ihri Schuahaln oder einfach Schuahaln; die Schiffchen mit den Flügeln der goldgelben Blüten bilden einen Schuh mit stark gekrümmtem Schnabel.

Hornstrauch (*Cornus mas*). Dindln (zunächst die Früchte); schon ahd.: *tirnpouma*, hat mit dem deutschen Dirne = Mädchen nichts zu tun, sondern findet sich gleichzeitig in slawischen Sprachen (russisch: *derenu*). Miklosich, Etymol. Wörterbuch, S. 92!

Hügelerdbeere (*Fragaria collina*). Brosdliⁿs; wohl eine Ableitung vom mhd. *bresten* „brechen“ (vgl. dazu mhd. *brestelinc* „Gartenerdbeere“). Sie reißen sich mit samt dem Kelch knallend vom Stengel los. Hiadlben; die runde Beere sitzt zwischen den langen Kelchblättern wie ein Köpfchen unter dem Hute.

Immergrün (*Vinca minor*). Wintergreaⁿ.

Johannisbeerstrauch (*Ribes rubrum*). Riwisln, Riwislstauⁿ. Die Frucht, in der Mehrzahl gebraucht, bezeichnet in der Mundart oft den fruchttragenden Baum oder Strauch selbst. Der Name natürlich vom lat. *ribes* und nur in der Verkleinerungsform.

Jungfernherz (*Dielytra*). Herzalstog; die Blüten dieses ausländischen Ziergewächses weisen ausgesprochene Herzform auf und sind zudem von roter Farbe.

Jungfernrebe (*Ampelopsis hederacea*). Wüda Weiⁿ; mit dem Weinstock verwandt und ihm ähnlich.

Katzenpfötchen (*Antennaria dioica*). Häsibratzl; das Pflänzchen ist etwa von der Länge eines Hasenvorderlaufes, wie man sie abzutrennen und als Wischer aufzubewahren pflegt und, da weißwollig, lind und weich anzufühlen wie solch ein Hasenpfötchen.

Keulenpilz (*Clavaria flava*). Bärnbrätzln, auch Wolfstätzln, Rehpratzal, Häsibratzl, Scherlptrazln; die oben fingerförmig sich teilenden Stengel des gelblichen Pilzes (daher auch Finsaling) werden verglichen mit den Pfoten eines Bären oder eines Wolfes (der beherrschenden und sagenberühmten Tiere des altdeutschen Waldes), des Rehes, des Feldhasen und — bei der blassen Färbung und der deutlichen Fingergliederung am treffendsten — des Maulwurfes. Goasbärt „Ziegenbart“ (letzteres ist auch Buchmane) wegen der dicht nebeneinander büschelig aufstehenden und sich teilenden, struppig aussehenden Stengel.

Klatschmohn (*Papaver rhoeas*). Schneida (s. u. „Konrade“!), wüda Mäzⁿ (vgl. unter „Hederich“!).

Kleeseide (*Cuscuta trifolii*). Kleesei^{(d)n}; Nesselsei^{d)n}, da sie auch auf Brennesseln vorkommt; Sei^dlbäst, wegen der seidenschimmernden Blüten und der fadenförmigen, blattlosen Stengel, mit denen diese Schmarotzerpflanze andere Pflanzen umspinnt; daher auch Sei^dnspina.

Klettenlabkraut (*Galium aparine*). Pikads Gräs, „Gras“ hat außer der schriftdeutschen Bedeutung in der Mundart die von „Unkraut, wertloses krautiges Gewächs“; die Stengel sind durch ihre Rauigkeit klebend. Die kugeligen Früchtchen heißen Gräskugln.

Knabenkraut, Breitblättriges (*Orchis latifolia*). Guga, Gugabloama;

nach Müllenhoff (a. a. O., Kap. 31) glaubt das Volk, der Kuckuck rufe die schwärzlichen Flecken auf den Blättern des Knabenkrautes hervor. *GugascHECKN* oder *GuglischECKN*, d. i. Sommersprossen, weil man durch Riechen am Knabenkraut, dessen Blätter eine Art „Sommersprossen“ aufweisen, solche bekommen soll.

Kornrade (*Agrostemma githago*). *Råd n*; *Ratschn* (eine Ableitung vom ersteren Worte); *Schneida*, *Schneidabloama*; auffallenderweise sind mehrere Getreideunkräuter nach dem unter dem Volke als überschlang und windleicht verspotteten Stande der Schneider benannt (s. Ackersteinsame, Klatschmohn!). Nach A. Pfeiffer (a. a. O.) heißt in Oberösterreich auch die Kornblume Schneider. Alle diese Unkräuter haben einen hohen, schlanken Stengel, da sie mit dem Getreide aufwachsen müssen, um im Mitgenusse von Licht und Luft zu bleiben.

Roggmandl, wohl = Roggenmännchen.

Kuckuckslichtnelke (*Lychnis flos cuculi*). Benennungen durchwegs vom Vergleich der zerfaserten, blaßroten Blumenblätter mit dem zackigen Kamm des Haushahns. *Håhnbloama*, *Hahn*, *Kikrihahn*, *Kikrikibloama*, *Håhndidl*.

Kuhpilz (*Boletus bovinus*). *Kiahtatschal*, *Kiahschwama*, weil der Hut flach und rund wie ein Kuhfladen ist *Schöla* („Schaler“, n.); die Haut des Hutes läßt sich abziehen und ist der Pilz erst dann verwendbar.

Kürbis (*Cucurbita pepo*). *Bluz a*, nach der Form und Größe (bedeutet in der Mundart einen bauchigen, fast kugelförmigen Tonkrug, bloß mit kleiner, röhrenförmiger Öffnung, dann einen dicken, runden Kopf.

Labkraut, Echtes (*Galium verum*). *Mauskrauda*; auch andere, auf den trockenen Feldrainen wachsende Kräuter sind nach der Feldmaus benannt, wie die Schafgarbe (Maiskraut, Maisloata); *Moagrednstempen*, da das Labkraut um den Margarethentag (13. Juli) herum seine gelben Blütenbüschel zu erschließen beginnt; *Stempen* = hoher, gerader, fast holziger Kräuterstengel.

Leindotter (*Camelina microcarpa*). *Doda*; die Samen der Schotenfrüchte sind dottergelb.

(Schluß folgt.)

Die Bevölkerung Montenegros.

Von L. v. Führer.

Der weitaus größte Teil Montenegros wird von Griechisch-Orientalen, die sich zur serbischen Nation gehörend betrachten, bevölkert. Diese teilen sich in die *Crnogorci*, *Primorci* und *Brdjani*, welche Hauptstämme wieder aus einer Menge Nebestämmen, sogenannten *Plemen*, gebildet werden. Unter den *Crnogorci* werden die Altmontenegriner verstanden, welche das Gebiet um *Cetinje*, *Nejguš* und *Čevo* einerseits und die *Ljesanska nahia* samt *Bijelopavlić* sowie die *Riječka nahia* und *Crmnica* anderseits bewohnen. Sie sprechen das reinste serbokroatisch, den ihre Sprache enthält weder türkische noch italienische Worte, wie dies bei den *Brdjani* und *Primorci* der Fall ist. Ihre Tracht hat von Alters hergebrachte Eigentümlichkeiten. Der weiße oder grüne, bis zu den Knien reichende Rock — *Gunj* —, die ärmellose Weste — *Eleck* —, der kurze, rote, reich mit Gold gestickte *Djamadan*, dessen Ärmel, wie beim *Gunj*, auch herabhängend getragen werden können, sowie die *Struka* — eine Art Plaid —, bilden die Bekleidung des *Crnogorcen*. Viele der in anderen Gebieten des Landes

lebenden Männer haben aber diese Tracht zum Teil oder gänzlich angenommen und gilt dies namentlich für solche Personen, die irgend welche Ämter oder Würden bekleiden.

Die *Primorci*, welche den Küstenstrich bewohnen, sowie die *Brdjani*, die den westlichen Landesteil bevölkern, kamen erst nach dem Berliner Kongresse im Jahre 1878 an Montenegro. In neuester Zeit eroberten bekanntlich die Montenegriner auch das Gebiet von *Berane*, *Ipek* und *Gusinje*, woselbst hauptsächlich Mohammedaner leben. Die im Süden gelegenen Neueroberungen dagegen werden von römisch-katholischen Albanern bewohnt; eine Ausnahme bildet hier die Stadt *Tuzi*, woselbst meist Mohammedaner ansässig sind.

Die *Kučī*, das sind die Bewohner des früheren montenegrinisch-albanischen Grenzterritoriums, behaupten, von zwei im vorigen Jahrhundert aus Mittelalbanien geflüchteten Familien — *Lale* und *Drekal* — abzustammen, infolgedessen teilen sie sich auch in zwei Stämme, nämlich in die „*Drekaloviči*“ und „*Laliči*“. Da das Land der *Kučī* wegen des gebirgigen sterilen Terraines zum größten Teile unfruchtbar ist, siedelten sich viele Familien zu Anfang dieses Jahrhunderts in der *Leta*-Ebene zwischen *Podgorica* und dem *Skutari*-See an und leben vom Ackerbau und der Fischerei; die im Gebirge Verbliebenen führen ein ärmliches Dasein, denn ihre ganze Habe besteht aus spärlichen Schaf- und Ziegenherden, mit denen sie in den Sommermonaten im Hochgebirge, im Winter dagegen in den *Bojana*-Niederungen weilen. In ihren eigentlichen Wohnstätten befinden sie sich bloß im Frühjahre und Herbst, um die wenigen Äcker bearbeiten und ernten zu können. — Dieses nomadenartige Leben findet man bei den meisten Bewohnern Montenegros und benutzt hierbei jeder Stamm seine eigenen Alpenweiden; die *Bojana*-Ebene dagegen gilt als gemeinschaftliche Winterweide.

In der Tracht unterscheiden sich die *Kučī* von den anderen *Brdjani* — sie werden von den *Crnogorcen* auch zu diesen gerechnet — bloß dadurch, daß sie gewöhnlich auch den Kopfbund wie die Albaner tragen; es hat dies den Zweck, auf weitere Entfernungen einem Albaner zu gleichen. — Die *Kučī*, und dasselbe gilt auch von den *Vasoevici* sowie von den zwischen diesen beiden wohnenden *Bratanoziči*, lebten stets in Fehde mit den Nachbarn, besonders mit den *Gusinjern* und ist diese albanerähnliche Maskierung bloß eine Schutzmaßregel gegen Beschießung auf größere Entfernungen. Die *Vasoeviči* tragen sogar die weiße Kappe der Albaner sowie die eng-anliegenden Hosen und jene nächst *Plav* und *Gusinje* Wohnenden sheeren sich sogar die Haare nach Mohammedanerart, indem sie bloß am Scheitel einen Schopf — *prčīn* — lassen und den anderen Teil rasieren.

Mit den katholischen Albanern, besonders während der Sommermonate, in nächster Nachbarschaft lebend, sprechen die meisten *Kučī* geläufig albanisch, auch haben sie verschiedene Gebräuche und Sitten, die ihre albanische Abstammung verrät.

Die anderen zu den *Brdjani* gehörenden Stämme, das sind die *Herce-*

govcen, zu denen auch jene von *Piva* und *Drobnjak* gehören, unterscheiden sich nahezu gar nicht von jenem Volke, das den westlichen Teil der Herzegowina bewohnt, auch sind sie vielfach durch Heiraten in Verwandtschaftsverhältnisse mit diesen getreten.

Die *Primorci* ähneln in allem wieder sehr ihren Nachbarn, den Süddalmatinern.

Zu den katholischen Albanerstämmen, die jetzt in den Grenzen Montenegros fallen, gehören von Osten nach Westen aufgezählt, die *Klimenti*, *Hoti* und *Gruda*, die sich weder in Sprache, noch in Tracht wesentlich voneinander oder von anderen Stämmen unterscheiden. Die nächst *Ipek* Angesiedelten sind erst vor einigen Jahrzehnten aus dem Gebiete der *Miriditen* dahin ausgewandert.

Von den in Montenegro lebenden Mohammedanern, sogenannten *Poturice*, d. h. zum mohammedanischen Glauben übergetretene Serben respektive Altgläubige, stammen die meisten aus *Vaseovič* und *Kuč* und geschah der Religionswechsel im vorigen Jahrhundert. Osmanen gibt es im Lande bloß einzelne Familien in den größeren Orten.

Schimpf- und Spottnamen im Gottscheer Volksmunde¹⁾.

Von Wilhelm Tschinkel (Gottschee).

Der Gottscheer ist von Natur aus maßvoll, bieder und fromm und dies offenbart sich auch in seiner Redeweise. Nur selten läßt er sich zu groben Fluchwörtern hinreißen und ist auch dann noch weit entfernt von der oft maßlosen Art der Südslawen oder Ita'iener.

Meist wählt er beim Schimpfen Namen von Tieren und leblosen Gegenständen, wobei der zugrunde liegende Vergleich oft recht anschaulich ist oder äußerst komisch wirkt, z. B. *du Pirle* (du Birnlein, für einen kleinen Stöpsel). Selten werden die schlechten Eigenschaften eines Menschen oder gar seine körperlichen Gebrechen zur Zielscheibe des Spottes genommen. Es geschieht kaum dann, wenn zwei böse Nachbarn nach jahrelangem Streit hart aneinander geraten und in ihrem Wortgefecht Bombe auf Bombe platzt.

Offt ist sich der Gottscheer nicht einmal des Sinnes bewußt, den das Schimpfwort in sich birgt, wie z. B. ältere Leute *du Būsaruḡn* (friaulisch *buzar:n* = Hure Metze) gebrauchen, ohne die Bedeutung des Wortes auch nur zu ahnen.

Nicht selten werden Schimpfwörter gebraucht, um den andern zu frotseln und ihn dem Gelächter preiszugeben, z. B. *du Klamprar* (du Herumlungerer), *du Vatzlavas* (du Herumläufer) usw. Und geschieht dies, so trifft man gewöhnlich den Nagel auf den Kopf.

Ehrenbeleidigungsklagen kommen in Gottschee selten vor; der Bauer weiß sich wenn er gereizt wird, meist selber zu helfen und den Gegner zu übertrumpfen.

¹⁾ Zu den hier verwendeten Lautzeichen sei folgendes bemerkt:

ǰ (verkehrtes e) ist ein verkümmertes e, e-artiger Murrellaut.

sh = stimmhaftes sch (š).

o = stimmhaftes f (w).

ó bezeichne einen zwischen o und ö liegenden, ú einen zwischen u und ü liegenden Laut.

gg bezeichnet den unbehauchten K-Laut.

^ ist Zeichen der Länge. Es ist nur in wichtigeren Fällen gesetzt.

1. Gern holt sich der Mann aus dem Volke seine Schimpf- und Spottnamen aus dem Reiche der Tiere. Da erscheinen viele, die auch anderwärts wohl bekannt sind, andere wieder sind bodenständig:

Hünt (Hund), *Kúshr* (Hündchen, slow. *kuže'*), *Kúlo* oder *Kúlin* (Hündin, slow. *kuzla*), *Duarfkálo* (Dorfhündin, sag' man von einem, der im Dorf von Haus zu Haus zieht und „klatscht“), *Ókschq Nétze*, *Rimmon* oder *Jallon* (Ochs; die zwei letzteren bezeichnen eigentlich Ochsen von bestimmter Farbe), *Schtiqr* (Stier), *Kúë* (Kuh), *Eshl* (Esel), *Kauble* (Kalb), *Bossérkauble* (Wasserkalb; eigentlich Bezeichnung für Kaulquappe), *Shba n* (Schwein), *Shaiü* (Sau), *Dreckshaiü* (Drecksau), *Battérshaiü* (Wetter-sau), *bompatai Shaiü* (dicke Sau, mhd. *wampe*, Bauch), *Pear* (Eber, mhd. *bîr*), *Paize* (Schwein, slow. *pújeek*), *Píck* (Bock), *Jugarpíe'* (brünstiger Bock, Jugar von jagen), *Genshā* (Gans), *Pez* (Kater), *Rompfich* (Rabenvieh), *Krótā* (Kröte), *Off*, *Affina*, *Affinā*, *Affin*, *Affinle* (Aff), *Kamél* (Kamel), *Kimpl* (Gimpel), *Dreckfin'* (Dreckfink), *Ailq* (Eule), *Hách* (Habicht), *Schpoabar* (Sperber, sagt man einem, der sehr mager ist), *Schpotzā* (Spatz), *Huānā* (Hahn), *Bapschā* (Wespe), *Lákavqr* (Laubkäfer = Maikäfer, für einen schwächlichen Menschen), *Hiriskāq* (Hirschkuh), *Hecht* (Hecht), *Engltaschq* (Htis), der bekanntlich übel riecht), *Uāsch* (Aas).

Auch Teile des tierischen oder menschlichen Körpers werden als Schimpfwörter gebraucht: *Ponzq* (Darm), *Párpónzq* (Bärendarm), *Offnkaiq* (Affenmaul), *Offnpauk* (Affenbalg), *popárainš* *Arschloch* (papierenes A. . . .), *Kaublaischköpf* (Kalbskopf), *Griāst* (Schlangenkopf, bezeichnet einen zungen- und schlagfertigen Menschen), *Gúpfo* (eine mit starken Haarwuchs, von G pf = Zopf), *Shāumugā* (Saumagen).

2. Eine ziemliche Scheu hat der Gottscheer von Namen, die auf heilige Dinge Bezug haben oder die Hölle und ihre bösen Geister betreffen; die Zahl dieser Kraftwörter ist nicht groß:

Taiol, *Tjévl*, *Teixl* (Teufel), *Satton* (Satan), *hellischqr Satton* (Höllensatan), *Schrátl* (Kobold, mhd. *schetel*), *Schent* und *Schentochar* (Teufel, slow. *šent*), *Peashāwain* (Böser Feind = Teufel), *Peaschāwatzl* (Entstellung des vorhergehenden Ausdruckes) *Hellāpront* (Höllensbrand), *Hexinā* (Hexe), *Sakārmēt* und *Sakārlent* (Sakrament).

Als Verstärkung treten zu Schimpfwörtern gern: *qrólúecht* und *qrflíx'* (ver, flucht), *qrdommt* und *qrdommlait* (verdammte), *qrponnt* (verbannt = verdammte), *modait'* (vermaledeite), *Kruzifix*.

3. Verhältnismäßig harmlos sind die Schimpfwörter, denen leblose Gegenstände zugrunde liegen:

Leffl (Löffel), *Köchleffel* (Kochlöffel), *Arschleffl*, *Klachel* (drehbarer T rriegel, mhd. *klechel*, Glockenschwengel), *Milklachel* (Bestandteil einer Mühle; für einen Schwätzer), *Kúkā* (Hakenstock, vgl. slow. *kljuka*, hakenförmig gebogener Gegenstand), *autaj Krúckā* (alte Krücke), *Shbainārainā* (Schweinschaff), *Müeschlev'n* (Muspott), *Málsh ck* (Mehlsack), *Prachl* (Gerät zum Flachsbrechen), *Hāigaiā* („Heugeige“, Bezeichnung für eine lange, hagere weibliche Person), *Shndrcoß* (Rotzlaß), *Kailā* (Hode, slow. *kila*, Hodenbruch), *Arschpail* (Afterpropfen), *Kraggā* (Kerngehäuse Rest des Blumenkelches beim Obste, verhärteter Augenschleim), *Drischl* (Dreschflegel), *Leggā* (Gelte, Schimpfwort für einen Säufer, slow. *le ka*, Trichter), *Kulichtrúgā* (Kalktruhe), *Uāschgrúābā* (Aasgrube), *Pārschahā* (Bärenscheuche), *Gaizshoc'* (Geizsack), *Gaizkrúgn* (Geizkragen), *Puanā* (Bohne), *Pirlā* (Birnlein), *Pirlaischschtingale* (Birnienstengel; alle drei für ein Kind oder einen kleinen Menschen), *Penggl* (Beu'e, Bündel; für einen kleinen, gedrunenen Menschen, mhd. *bengel*, Knüttel), *Dreckschteasl* und *Dreckscheasl* (Dreckstößel).

4. Klein ist die Reihe von Schimpf- und Spottnamen, die sich auf körperliche Gebrechen oder Krankheiten beziehen:

Krumpiz und *P'rdaz* (Hinkender), *Krumpk'rtiz* (Krummfuß, slow. *krtica*, Hand),

¹⁾ Zur Abteilung der Wörter verweise ich auf die Grammatik der Gottscheer Mundart von Hans Tschinkel, Verlag von Max Niermayer, Halle a. S., 1908.

Schtiggar, *zinggat'r Kerl* (kurz- oder schwachsichtiger Kerl), *Zingg* (für ein solches weibliches Wesen), *Unggschteckait'r* (Angesteckter, mit einer Geschlechtskrankheit Behafteter), *Französhiggər* (mit der Franzosenkrankheit, der Syphilis, Behafteter), *Kügə* (Pest, mhd. *koge*, Seuche, slow. *kuga*).

5. Groß hingegen ist die Zahl von Namen, die verächtliche, anstößige oder sonstwie tadelnswerte körperliche oder geistige Eigenschaften und Handlungen bezeichnen und dem Betroffenen als Schimpfwörter ins Gesicht geschleudert werden.

Laushig'r (Lausiger), *Lauschpüə* (Lausbub), *Nissigai* (Nissige), *Kretzig'r* (Kretziger), *Grintatai* (mit Ausschlag = Krusten Behaftete), *Kraggigar* (einer, der Augenschleim in den Augenwinkeln hat), *Schtreaggligar* (einer, der lange ungekämmte Haare hat), *Ritscho* (Mädchen mit ungekämmten Haaren), *Zlino* (dem der Speichel aus dem Munde rinnt, slow. *sliniti se* geifern); *Longdrössai* (Langhalsige), *Bombiz* (Dickwanst, mhd. *wampe* Bauch), *Tütto* (Großbrüstige, mhd. *tutte* Brust), *Panggo* (Schwerfällige, mit großen Füßen und Schuhen, slow. *opanka* niedriger Bundschuh), *K'rlizo* (Großfüßige, slow. *krtica* Hand), *Shleabe* m., *Shleabo* w. (dummer, blöd Blickender), *Drusko* (Schwätzerin), *Beabe* m., *Beabo* w. (einer, der immer jammert; mhd. *wēwen* jammern), *Shocke* m., *Shocko* w. (dicke, sackartige Person), *Hüəvo* (eine mit schwerfälligem, sich nach vorn neigendem Gang, von *Hüəvə* Huf), *Gaigar* m., *Buchlo* w. (jemand, der sich beim Gehen hin und her schwingt, mhd. *wecheln* wehen, flattern), *Großkaiə*, *Großkaie* m., *Großkaio* w. (Maulmacher; *Kaiə* Mund, zu kauen), *Vlogggə* (unüberlegt Redende; zu dem lautmalenden Ausdruck *vlogg'n* schlagen), *Shnai vle* (einer, der durch die Nase spricht, von schnaufen), *Drüdlar*, *Tschotre* (Schwätzer), *Koggazar* (Stotterer, zu gackern), *Kröggazar* (einer, der im Reden schwerfällig ist, sich schlecht ausdrücken kann; zu *kroggəzn* rülpsen), *Shnūpfazar* (Schnupfer), *Vokular* (Zerlumpter, bei dem die Fetzen fliegen; zu fackeln); *Vlötte* (einer, der überall herumfliegt, dabei ist; zu flattern), *Türggl*, *Klūnggazar*, *Ümməklūnggazar* (der müßig herumlungert, mhd. *glunkern*), *Limml* (Lümmel), *Kerl*, *Mischtkerl* (Mistkerl), *Shaükerl* (Saukerl), *Ponkart* (Bankert), *Huemo*, *Ziamo* (langweilig sprechende Person), *Tschoppo* (schwerfällig gehende Person), *Goادرar* (Schwätzer), *Flant'rlizə* (liederliches Frauenzimmer; von *flant'n* herumstreichen, *coire*), *Vegg* und *Schlamp'r* (desgleichen), *Pəshengaitai* (Angebrannte = Närrische), *Maüshe*, *Shüttilar* und *Müttilar* (langsam Arbeitender, der nichts ausrichtet, vgl. *sudeln* = unsauber oder flüchtig arbeiten), *Hignlar* (einer, der nichts leistet), *Srügge* (magerer Mensch), *Roffl* und *Röffl* w. (ungeschlachtete Person); *Laggl* (langer, derber Mensch), *Schnapf* (schnippischer Mensch), *Rötzpüə* (Rotzbub), *Shnödrigar* (Rotziger; oft von einem naseweisen Jungen gesagt), *Schtinkarle* (Stinker, Stänker), *Agno'rluckar* („Augenverdecker“ sagt man von einem, der über seine Familie Schimpf und Schande bringt und seine Verwandten zwingt, vor Scham die Augen zu schließen), *Pfennigvuckschar* (Pfennigfuchser), *Dreckerassar* (Dreckfresser = Geizhals), *Dirnhatar* (Mädchenhiert = Schürzenjäger), *Pwəbnhatar* (Burschenhirt = mannstolles Mädchen), *Tütlaischtaiar* („Brustsauger“ wird von größeren Kindern gesagt, die immer noch an der Schürze der Mutter hängen), *Vütlackar* (vulvam lambens, Weiberfreund).

6. Einfalt, Dummheit, geistige Schwäche bezeichnen die Ausdrücke:

Tüte, *Tep*, *Töst*, *Güce*, *Gügl*, *Gügiz*, *Gögl*, *Kögg*, *Koggolore*, *Lödl*, *Angl*, *Müte*, *Mütan*, *Mütiz*, *Müngo*, *Trüllo* w., *Trollolo* w., *Gine*, *Giniz* (Glotzer, mhd. *ginen*), *tazgat'r Kerl* (vgl. *dalketer*), *Trötl*, *Norrə* (Narr), *Tögg'r* (einfältiger Mensch), *Uainvlot* (Einfalt).

7. Nicht selten haben auch gewisse Tauf-, Familien-, Volks-, Orts- und Berufsnamen ein abfällige oder verächtliche Bedeutung angenommen und werden nun als Schimpfwörter gebraucht.

Eine dumme Person wird als *Ürschl* (Ursula), *Gero* (Gertrud), *Göre* (Gregor), *Paul* (Paul, slow. *Pavel*), *Köbe* (Jakob), *Lignart* (Leonhard, oft *gəmaligai'r Lignart* mit Mehl eingekochter L.), *Glibe* (Familiename), *Trötlhövar* (Trottelhofer), bezeichnet; vgl. weiter: *Zbéniggar* (Inwohner, slow. *sebénik*), *Pellar* (Bewohner der slow. Gegend Pölland), *Zigainar* (Zigeuner für einen Geizhals), *Shívarar* (Siebmacher), *Shauzar* (Salz-

händler), *Schirge* (Scherge), *Ib'rraitar* (Überreiter = Grenzwächter, Finanzier), *Arschkadett*.

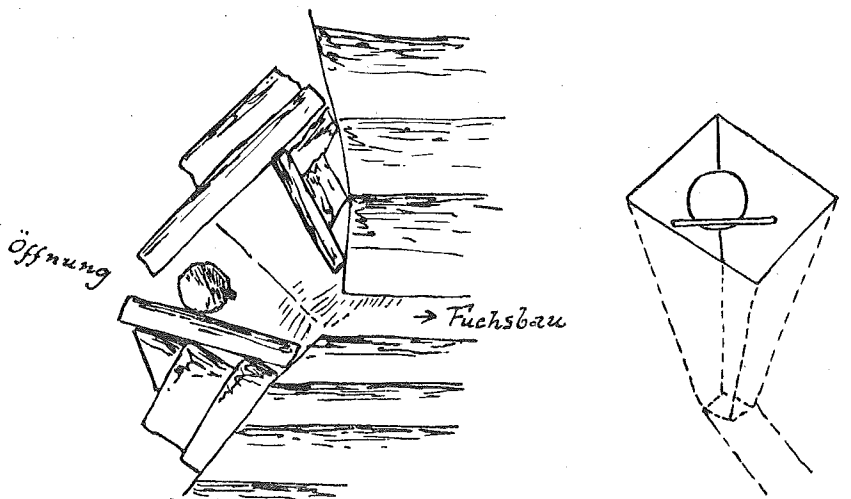
8. Schließlich gebraucht das Volk Schimpf- und Spottnamen, deren Bedeutung es gar nicht kennt, z. B. *Busarun* (aus dem friaulischen *buzar'one*, das Hure, Metze bedeutet), *Pachto mullo* (wohl von Berchta), *Beschtie*, *Beschtio*, *Beachtigar* (wohl von Bestie), *Poasl* (mhd. *b ze* Bube), *Pump'nigl* und *Pümp'niggl* (für eine kleine, dicke Person), *Vratar* (Verräter), *Pugnoischt* (Stäubling, bildlich für jemand der gar keine Achtung genießt) oder die ganz allgemein etwas Schlechtes oder Abfälliges bezeichnen: *Goscht*, *Goscht du goschtig'r* (garstig), *Eshikot* (Nichtsnutz), *Znichtoch* (aus *ze nicht*), *Kümmer*, *Haschar*, *Haschlar* (Hascher), *Lüsd'r* (Luder), *Bübe* (altes Weib, slow. *baba*), *Arschpaggar*, *Krüspä* (meist für ein derbes, häßliches, altes Weib).

Die Montenegriner als Jäger und Fischer.

Von Ing. Ernst Neweklowsky, Linz.

Zur Ergänzung der im XXIV. Jahrgang 1918, Seite 48, von Ludwig von Führer veröffentlichten Notiz, möchte ich von einer Fuchsfalle Mitteilung machen, die ich anfangs April 1916 in der Nähe von Usputnica im westlichen Teile des Kreises Nikšić angetroffen habe.

Wenn sich der Fuchs im Bau befindet, so wird über dem Eingang ein ungefähr 70 cm hoher Trichter aus Steinplatten aufgebaut. In etwa $\frac{2}{3}$ der Höhe wird ein kugelig behauener Stein, der größer sein muß als der Eingang in den Bau, vorsichtig mittels eines horizontal eingeklemmten Stäbchen angebracht. Dieser Stein fällt bei der leisesten Berührung hinunter und verschließt dann den Eingang.



Schnitt durch die Fuchsfalle.

Schematisches Bild des Trichters.

Abb. 10. Fuchsfalle aus Montenegro.

Ist die Falle aufgerichtet, der Stein also in der angegebenen Weise angebracht, so wird der Trichter mit einer Steinplatte derart zugedeckt, daß sich oberhalb der Steinkugel eine kleine Öffnung befindet.

Kommt der Fuchs aus dem Bau heraus, so strebt er in dem Trichter der Spalte zu, die das Licht hereinläßt, stößt dabei an die Kugel, die herabfällt und den Eingang verschließt, wodurch der Fuchs im Trichter gefangen ist.

Wandern und Skizzieren.

Von Dr. Gustav Gugenbauer, Linz.

O. Schwindrazheims „Bauernkunst“ und die sie ergänzenden „Kunstwanderbücher.“ zeigen unseren jungen Wanderern, was und wie sie beim Wandern zu zeichnen haben; auf jeder Wanderung finden sich genug Gelegenheiten, das bei Schwindrazheim Gesehene anzuwenden.

Die Zeitschriften der Wandervögel und noch mehr ihre Ausstellungen bei Gau- und Bundestagen zeigen, was die Jugendbewegung auf diesem Gebiete schon getan hat; es sind keine systematischen Forschungen und Ziele, aber die Liebe zur Volkskunst ist überall fühlbar, vom unscheinbaren Skizzenblatt mit unbeholfenen Nachzeichnungen von Fenstergittern, Oberlichtern, Haustüren u. ä. bis zur großen „Bauernkunstmappe“, welche die Linzer Wandervögel im Jahre 1917 unter Leitung ihres Führers Wilhelm Flatz zusammenstellten. Ebenfalls in Linz arbeitete die proletarische Wandervogeljugend, die sich in dem eigenen Bund „Jungvolk“ zusammengeschlossen hat, an der Aufzeichnung alter Volkskunst; so hat Ortsgruppenleiter Franz Endt in seinem Skizzenbuch mannigfache Typen Alt-Linzer Prellsteine, Fenstergitter usw. gesammelt und auch die „Fahrtenbücher“ der anderen jungen Leute enthalten manche interessante Proben volkstümlicher Kunst, wie sie auf Fahrten ganz abseits von Straßen und Wegen aufgestöbert wurden.

Dreifachen Nutzen bringt solche Arbeit: sie schärft den Blick und bereichert das Erleben des Wanderers, sie macht das Volk aufmerksam auf unbeachtete Schätze seiner Kunst, sie erhält manches wertvolle Stück der Volkskunst der Wissenschaft, wenn die Zeichner nie versäumen, genau den Ort, wo ein Gegenstand gefunden wurde oder herkommt, anzugeben.

Wichtig ist auch, daß derartige Arbeit das Tempo der Wanderungen verlangsamt, die Eindrücke vertieft und die Wanderer vorm Kilometerrasen bewahrt; eine pedantische Anweisung zu beschaulichem Wandern gibt übrigens auch der alte Riehl; sie ist unter dem Titel „Vom Wandern“ in der „Schatzgräber“-Bücherei des Dürerbundes erschienen.

Das Zeichen t a l e n t spielt beim Skizzieren keine große Rolle; Schwindrazheim lehrt uns das Technische geradezu spielend; einfaches Skizzieren gelingt jedem, es lernt sich so schnell und leicht wie etwa das Stenographieren oder die griechische Schrift. Das N i c h t k ö n n e n ist also stets nur eine Ausrede, welche das N i c h t w o l l e n und den Mangel an Liebe zur Volkskunst verdecken soll.

Neben Zeichnungen gehören in die „Fahrtenbücher“ der Wandervögel auch Haussprüche, Volkslieder, Kinderspiele, Volksbräuche und volkstümliche Aussprüche, jedesmal mit genauer Ortsangabe. Durch das Übernachten bei gastfreundlichen Bauern gewinnt die wandernde Jugend Einblicke in das Leben des Volkes, die dem Stubengelehrten unmöglich sind. Heimatzeitschriften und Wandervogelzeitungen ergänzen einander aufs fruchtbarste und sollten überall zusammenarbeiten; für den Wandervogelführer ist das eine Aufgabe und Pflicht, die ihm bald zu einer Selbstverständlichkeit wird; für die Herausgeber der Heimatzeitschriften ist es ein Leichtes, durch die Zeitung selbst wie auch durch Vorträge fruchtbare Anregungen in alle Schichten des Volkes zu tragen.

III. Volkskundliche Literatur.

(Die Anzeigen rühren, wofern nicht ein anderer Berichterstatter genannt ist, von der Schriftleitung her.)

Prof. Dr. Adolf Hauffen. Geschichte des deutschen Michel. Herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag, II. Prag, 1918.

Die vorliegende Geschichte der unter dem Namen des deutschen Michel gehenden sinnbildlichen Verkörperung des deutschen Volkstums, welche sich seit 1500 bis zur Gegenwart in Schrift, Bild und Rede der Deutschen und ihrer Nachbarnationen außerordentlich eingelebt zeigt, behandelt zunächst in einem einleitenden Abschnitt des deutschen Michels großen und ehrwürdigen Vorgänger den Erzengel Michael und schildert dessen große Beliebtheit und Verehrung bei den Deutschen in Festbräuchen und Dichtungen von der Christianisierung der Germanen bis zur Gegenwart, wobei auch dessen altgermanische Herkunft besprochen wird. Mit großer Belesenheit wird sodann in zwei weiteren Abschnitten Entstehung und Verwendung der geflügelten Wortes „Der deutsche Michel“ von 1500—1848 behandelt, wobei uns hier besonders dessen durch Bilder und Sprüche, durch populäre Redewendungen und Namenbildungen erhärtete literarische Eingelebtheit interessiert. In warmfühlender und einsichtsvoller Weise schildert der Verfasser endlich Art und Wandlungen der Auffassung vom deutschen Michel und zieht verwandte Erscheinungen in Heimat und Fremde heran. In diesen Tagen schwerer Prüfung des deutschen Volkstums gewährt die Schrift Hauffens neben reicher literarischer Belehrung auch nationalen Trost aus seiner Vergangenheit und stärkt die Zuversicht auf eine bessere Zukunft des „Deutschen Michel“.

Karl Reiterer, *Altsteirisches Volksbilder aus den Alpen*, gesammelte Redensarten, Sprüchel, Sitten usw. Graz 1916 (Deutsche Vereinsdruckerei). 3 K 50 h. (Gr.-Okt. 103 Seiten.)

Der als volkscundlicher Sammler bekannte Verfasser des vorliegenden Bandes gibt hier ähnlich wie in vorausgegangenen Büchlein („Waldbauernblut“, 1910; „Ennstalerisch“, 1913) nach verschiedenen Gesichtspunkten geordnete Aufzeichnungen und Anmerkungen zur steirischen Volkskunde. Vorteilhaft wird für das Büchlein, daß der Verfasser stets genau die Örtlichkeit, für die eine Aufzeichnung in Betracht kommt, nennt und daß er lebendigen Zusammenhang mit dem Volke hat. So trägt Reiterer im Verein mit anderen fleißig Bausteine zu einem später aufzuführenden Gebäude einer steirischen Volkskunde zusammen. Und eben nur als Bausteine dürfen Reiterers Sammlungen angesehen werden. Im besonderen sei verwiesen auf „Der Jahreslauf im Volksleben“ (S. 84 ff.), Ansätze zu einem „Bauernjahre“; „Der Bauerndoktor“, Beiträge zur Volksmedizin; ein Kapitel beschäftigt sich auch mit kirchlichen Volksbräuchen, ein anderes mit Sagen, wieder eines mit Bauernliebe. — Für einen, der das Büchlein benutzen will, ohne es in seiner Gänze zu lesen, sei bemerkt, daß Reiterer nicht immer den Kapitelüberschriften treu bleibt, sondern gelegentlich nicht Hergehöriges hereinzieht: So gehört, was er unter „August“ (S. 99) über Pflanzen als Heilmittel bringt, natürlich zum Kapitel „Der Bauerndoktor“ (S. 78—83); im Kapitel „Bei der Arbeit“ (S. 56) wird eine Sage erzählt, die in das über Sagen handelnde Kapitel (S. 18 ff.) gehört usw. — Manchmal wäre man für genauere Ausführungen dankbar: so über das „Gigerligi-Spiel“ (S. 89), über „das Ennsbrückenfahren“ (S. 90) u. ä. Hoffentlich meidet das in Arbeit stehende neue Sammelwerk Reiterers auch diese vielleicht manchem als Nebensächlichkeiten erscheinenden Mängel. Dr. A. Wabinger (Graz).

A. Dopsch. *Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung aus der Zeit von Caesar bis auf Karl den Großen*. I. Teil. Wien 1918. (Verlag von L. W. Seidel & Sohn.) XI und 404 Seiten.

Würde der Verfasser nicht in seiner überlegenen Stoffbeherrschung, die Tatsache um Tatsache in wohlervogenem Aufbau schrittweise zum Werke trägt, den Ausdruck von vornherein widerlegen, man müßte es als kühnes Wagnis werten, das bestehende Wissen über die europäische Wirtschaftsentwicklung zu einem neuen Ergebnis nicht grundstürzend zu zerstören, sondern umzubauen.

Es sei von vornherein festgestellt, daß dieses Unternehmen, ein Wirrsal überkommener Theorien von den ersten beiläufigen Gedanken bis zu den höchsten Lehrmeinungen der Gegenwart auf seinen Wirklichkeitsgehalt zu prüfen und diese bruch-

stückhafte Wirklichkeit in neuem Guß zu festerer Gestalt zusammenzufügen, nach Form und Inhalt in allen Hauptstücken gelungen erscheint. Kein geringes Ergebnis wahrlich, schon was die Form betrifft, die angenehm flüssige Lesbarkeit auch dort auszeichnet, wo sich die Darstellung aus einem Wust in sich verstrickter Gedankengänge und vorgefaßter Lehrmeinungen zur ruhigen Besinnung vorurteilsfreier Erkenntnis durchzuringen hat.

Inhaltlich ist damit das ganze Lehrsystem der europäischen Wirtschaftsgeschichte in allen Einzelgebieten aufgerollt. Aus der ruhig erläuternden Kritik des Verfassers, die sie begleitet, ergibt sich als erster grundlegender Gedanke, daß es sich ursprünglich nur um vorgefaßte Lehrmeinung handelt, wenn das Zeitalter der Völkerwanderung in der geschichtlichen Entwicklung Europas nachgerade als eine Art Barbarensturm hingestellt wird.

Diesem allzusehr einseitig unter dem Gesichtswinkel des Erlöschens der antiken Welt gefällten Urteil gesellt sich seit J u s t u s M ö s e r die ander Kraft des ungebrochenen neuen Volkstums unserer Länder sich erfrischende Geschichtsauffassung, die für jene Zeiten kaum erst Anfänge einer Entwicklung der in die neuen Sitze eingerückten Stämme ansetzt. Dem allen stellen sich heute nun die immer bedeutungsvoller angewachsenen und inhaltlich beziehungsreicher gewordenen Ergebnisse s a c h l i c h e r Forschungen aus vorgeschichtlicher und den geschichtlichen Zeiten gegenüber.

Es ist das grundlegende Verdienst des auf der Höhe kritischen Urteils gegenüber allen Quellen und Urkunden der Geschichte stehenden Verfassers, diese in ihrer Tragfähigkeit unwiderlegbaren Zeugnisse als feste Grundpfeiler in die rein geschichtlichen Erkenntnisse gleichsam eingebaut zu haben und, wo nötig, zu eindeutiger Auslegung rein urkundlicher Quellen heranzuziehen.

Die Arbeit steht hiebei vorzugsweise auf dem Boden der induktiven Methode; es ist der Weg eingehender mühsamer Einzelforschung, Land um Land nach Landnahme, Flurverfassung, Grundherrlichkeit, Altertums- (Sach-), Siedlungs- und Ortsnamenforschung, der hier beschritten wird. Um so fester stehen die Ergebnisse, mag auch der Fachmann hier oder dort eine andere Erklärung versuchen.

Es zeigt sich zunächst die Tatsache, daß in allen Ländern nördlich der Alpen die Landnahme der neu eingewanderten Stämme vielfach, ja in den meisten Belangen in den Zuständen rechtlicher, verfassungsrechtlicher und siedlungsmäßiger Art wurzelt, wie sie sich in der römischen Provinzialverfassung herausgebildet hatten. Hand in Hand damit geht auch ein Beharren der gesellschaftlichen und kulturellen Zustände aus römischer — wohl auch vorrömischer — Zeit bis über die Völkerwanderung hinaus.

Im einzelnen zeigen sich schon in der frühesten Zeit auch bei den germanischen Stämmen Abstufungen des Besitzrechtes, grundherrliche Ansätze; von Gemeineigentum kann keine Rede sein.

Vielfach knüpft die Grundherrlichkeit an römische Landbauflächen an, nicht anders die Siedlungen, von denen die „Weiler“ — Orte dem Wesen nach römische Gründungen scheinen, während die „ing-Orte“ gleichfalls entweder mit den romanischen „Walchen“ — Orten verknüpft sind oder auf zu ältest dem Boden alter romanischer Siedlungsstriche belegbar sind. Besonders in der Rhein- und Marnegegend, der Schweiz, den westlichen Ländergebieten Deutschösterreichs schlagen diese alten Zustände auch unter der Neubesiedlung durch die Franken, Alemannen durch, aber auch in Burgund, Spanien und Südfrankreich, wie in Norddeutschland oder England, in letzteren Ländern gefestigt durch den romanischen Mischcharakter der gesamten Landeskultur.

Es ist ungemein anziehend und lehrreich, den schrittweisen Wandel des Lebens, die Völkerwanderung in ihrer räumlichen Erstreckung aufgelöst in kleinräumige Lokal- und Zeitgeschichte, zu verfolgen.

Welch umfassende Bemühung hinter dieser leichtflüssigen chronistischen Erzählung steht; wird nur der Fachmann voll würdigen können.

Vom Standpunkte der Volkskunde ist vor allem die Einführung der Sachforschung in die reine Geschichtswissenschaft ganz besonders zu begrüßen; jedes weitere Eingehen auf die Volkskunde hätte der Beweisführung des Verfassers nur neue Stützen zu leihen vermocht.

Es sei hier an die ausgezeichnete Arbeit Dr. G. Baumeisters über das Bauernhaus des Walgaus und seine romanischen und römischen Vorläufer erinnert¹⁾; unvergessen seien ferner die grundlegenden Ausführungen M. Heynes in den „Fünf Büchern Deutscher Hausaltertümer“, Bd. II und IV über die römischen Unterlagen der Landwirtschaft in unseren Ländern, wie über das Handwerkerleben.

Sogar religionsgeschichtliche Forschungen, wie die von Dr. G. Graber²⁾ beleuchten diese Tatsachen.

Gleichlaufend fast mit den Arbeiten von A. Dopsch hat ferner O. Menghin eine Studie über die Töpferei im frühen Mittelalter veröffentlicht, wobei charakteristischerweise vor allem ein Neuaufleben der bodenständig volkstümlichen Arbeit aus vorgeschichtlicher Zeit festzustellen ist. Dasselbe hat schon seinerzeit (Kunst und Kunsthandwerk XIII. Jahrg. Wien 1910, S. 73 ff., 385 ff.) A. Walcher als bester Kenner mittelalterlicher Gefäßkeramik betont: „Aus den La-Tène-Arbeiten entwickelten sich die merovingisch-fränkischen Gefäße und in weiterer Folge jene des späten Mittelalters. Es ist also nicht richtig — zum mindesten soweit die Keramik in Betracht kommt — die kunstgewerblichen Arbeiten der Germanen für die Periode der Völkerwanderung bis zu den Karolingern als Schöpfungen eines neuen, durch die Völkerwanderung über ganz Europa verbreiteten Barbarenstils, der die antike Kunst abgelöst oder ersetzt hätte, zu betrachten. Es hat ebensowenig eine selbständige Schöpfung der Germanen wie eine barbarische Ausbildung spätantiker, also weströmischer und oströmischer Elemente stattgefunden. Ganz deutlich ist für die fränkische und spätmittelalterliche Zeit das Weiterleben der Gefäßformen aus der jüngeren La-Tène-Periode erkennbar usw.“ (a. a. O. S. 90).

Ebenso möchte ich bezüglich der sonstigen von A. Dopsch angezogenen spät-römischen Kunstindustrien — wie eine einschlägige kunstgeschichtliche Untersuchung in Bälde noch ausführlicher darlegen soll — hervorheben, daß ihre Zierformen — viel mehr als in einem neuen Kunstwollen der Römer — in der altüberlieferten Kunst dieser Gebiete und eines weiten Hinterlandes wurzeln. Es hat somit sogar ein noch älterer Kulturbestand als die römische Zivilisation sich bodenständig in unseren Ländern behauptet.

Wie sehr volkstümlich aber auch die römische Zivilisation geworden und geblieben ist, zeigt die von der Volkskunde immer schärfer herausgearbeitete Tatsache, daß das volkstümliche Siedlungswesen, Hausbau, Sitte und Brauch auf ehemals römischem Boden Germaniens heute noch als ein durchaus andersartiges sich darstellt als auf dem Boden Niederdeutschlands. (Vgl. vor allem O. Lauffer: Niederdeutsche Volkskunde.)

So hat der Volksforscher sehr viel aus diesem Buche zu lernen, vor allem auch dafür, wie sehr es seine eigenen Studien auf sachlichem Boden im Interesse der gesamten Kulturwissenschaft zu vertiefen gilt.

Möge die Erkenntnis, daß die Völkerwanderungszeit gerade auf unserem Boden ein Zeitalter kräftig blühenden Neuwuchses aus alter Kultursaat geworden ist, vor allem auch die Ziele unseres geschichtlichen Schulunterrichtes auf das bessere Verständnis dieser unserer eigenen bisher einseitig und ungebührlich vernachlässigten Volksvorgangeneheit einstellen helfen.

Dr. A. Haberlandt.

¹⁾ Vgl. diese Zeitschrift, Band XX, S. 56 ff.

²⁾ Diese Zeitschrift XVII und XIX, ferner: Die Vierberger. — O. Menghin: im Führer durch die Sammlungen des niederösterreichischen Landesmuseums. Wien.

Ludwig Radermacher. Beiträge zur Volkskunde aus dem Gebiete der Antike. (Sitzungsbericht der Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Klasse, 187. Band, 3. Abhandlung.) Wien 1918.

In einer sehr lesenswerten Betrachtung über die Wechselbeziehungen zwischen der jungen Wissenschaft der Volkskunde und der klassischen Altertumswissenschaft im Schweizerischen Archiv für Volkskunde XX, S. 453 ff., hat Otto Waser eine orientierende Übersicht über das gesamte Gebiet der Volkskunde in ihrer Anwendung auf die Gegenstände des griechisch-römischen Altertums gegeben, welche, wie sie die umfassende bereits geleistete Arbeit bezüglich der klassischen Reizen überblicken läßt, so auch noch die Fülle volkscundlicher Probleme aufgedeckt, welche im Leben der klassischen Völker uns auf Schritt und Tritt entgegengetreten. Unmittelbar in allen seinen Äußerungen erschautes und erfaßtes Menschentum, wie es die Volkskunde aus der lebendigen Gegenwart beobachtet und erforscht, durchleuchtet oft in überraschender Klarheit das mühevoll aus literarischen und archäologischen Quellen rekonstruierte Lebensbild abgestorbener Völker und Kulturen.

Unter den hervorragenden klassischen Philologen, welche sich bei ihren wissenschaftlichen Arbeiten von diesem Gedanken fruchtbar angeregt zeigen, nimmt L. Radermacher eine erste Stelle ein. In einer ebenso inhaltreichen als tiefeschürfenden und von ausgebreiteter volkscundlicher Sachkenntnis zeugenden Akademieschrift wird eine stattliche Reihe von Untersuchungen vorgeführt, welche antike Probleme und Gegenstände im Lichte der Volkskunde betrachten und so dem wissenschaftlichen Verständnis erschließen.

Wenn L. Radermacher — in umgekehrter Perspektive — seine Untersuchungen als „Beiträge zur Volkskunde aus dem Gebiet der Antike“ bezeichnet, so will er wohl damit den umfassenden Gedanken ausdrücken, daß das antike Volkstum eben prinzipiell so gut wie irgend ein lebendiges Volkstum in den Umkreis der volkscundlichen Betrachtung zu stellen sei, — eine grundsätzliche Stellungnahme, für welche die volkscundliche Wissenschaft dem Verfasser nicht dankbar genug sein kann. Eröffnet sich hier doch die Aussicht auf eine Vereinheitlichung der allgemeinen Gesichtspunkte und Forschungsabsichten der verschiedenen philologischen Disziplinen wie der kulturhistorischen und volkscundlichen Forschung, die bisher sehr zum Schaden jeder einzelnen Disziplin sich vielfach voneinander fern und unabhängig gehalten haben. Dabei wird nebenher die Volkskunde von der Philologie strengere Methode, chronologische Gewissenhaftigkeit und konsequentes Hinabdringen in die zeitliche Tiefe zu lernen haben, — wie z. B. die vorliegende Arbeit jedem Volkscundler als neidenswertes Vorbild und Muster der wissenschaftlichen Behandlung volkscundlicher Probleme erscheinen wird.

Wenn nun versucht werden soll, im einzelnen über die vorliegenden Untersuchungen zu berichten, so finden wir sozialwissenschaftliche („Nachbarn“), religions- und mythengeschichtliche („Allerlei Götter“), im engeren Sinne folkloristische Themen („Menschen und Tiere“), sowie antike Festbräuche und Riten („Aus altchristlicher Predigt“, Claudia Quinta“) der Reihe nach behandelt. Aus knappsten Andeutungen und Dunkelheiten in den Quellen geborene Probleme sind es, die der Verfasser mit erlesenster Interpretationskunst der fragmentarischen und meist ganz mißverständlichen Überlieferung abzugewinnen wußte. So schließt sich unter seiner suchenden und ordnenden Hand aus abgerissenen Worten, Namen, Dichterstellen u. dgl. auf Grund einer von der Volkskunde vermittelten Anregung, die modern nachbarschaftlichen Organisationen betreffend — in übereinstimmenden Umrissen das Bild antiker Nachbargenossenschaften mit eigentümlichen sakralen Zügen zusammen, wobei es nahe liegt, an irgend ein genealogisch-geschichtliches Band zwischen Altertum und Neuzeit zu denken. Die vom Verfasser beigebrachten Analogien aus den Hautes Alpes, den Rheingegenden und Siebenbürgen ließen sich in Hinsicht einzelner verwandter Züge noch viel weiter verfolgen und vielleicht wären auch die Organisationen der

Männerbündnisse und Knabenschaften, die in der Wurzel mit den Nachbarorganisationen Zusammenhang haben dürften, heranzuziehen. Sicher ist auch die gemein-slawische „molitba“ (Bittarbeit), dergemäß die Nachbarn in eintretenden Nottfällen (bei Brandunglücken, Wassergefahren u. dgl.) und in dringenden Arbeitsnöten (Erntearbeiten, Bauholzfällen usw.) gemeinschaftlich Hilfe leisten, als eine Art Vorstufe zu jenen geordneten und festen Nachbarorganisationen der deutschen Gebiete anzusehen. Ebenso darf wohl das rituelle Einladen der Nachbarn zu den bauerlichen Hochzeiten und Begräbnissen in unseren Alpenländern vielleicht als letzte Spur solcher Gemeinschaften gelten.

Besonders interessant dürfen dem Volksforscher, der die vielfach in heidnische Zeit und Übung hinaufreichenden Volksspiele und Maskenaufzüge der Faschingszeit in unseren Alpenländern, namentlich in Salzburg und Tirol, kennt, die Ausführungen des Verfassers erscheinen, die er an ähnliche „aus altchristlicher Predigt“ bekannte Bräuche des 4. Jahrhunderts in Gallien anknüpft. Mit den von R. behandelten Tiervermummungen und Maskengestalten der Kalenden des Januar in Gallien, bei deren Besprechung der Autor in gewollter Beschränkung auf dem Boden der Antike bleibt, hat sich besonders M. Andree-Eysn (Volkskundliches aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet, S. 156—185) ausführlich beschäftigt. Aus dem Griechenland näherliegenden Volksbereichen wären verwandte serbische und besonders bulgarische Neujahrs- und Faschingsbräuche und Umzüge anzuführen, bei denen ebenfalls Vermummungen in Tierfelle, Schwärzen der Gesichter, Verkleidung der Burschen in weibliche Gestalten und die Vorführung der „Großmutter“, einer buckeligen, zerlumpten Alten, die vollkommen der „vetula“ der römisch-keltischen Umzüge entspricht, üblich ist. Nicht minder auffällig ist die Analogie des „Kukeri“-Umzuges am Faschingmontag in Nordostbulgarien, wo die Teilnehmer sich als sonderbare Tiere maskieren: Sie haben einen Vogelkopf, aber mit Hörnern versehen, oder einen Ziegenkopf mit Adlerflügeln usw. (vgl. Arnaudoff, Die bulgarischen Festbräuche, S. 20 f., 23 ff.). In der Bevölkerung der Balkanhalbinsel sind ja überhaupt gewiß vielfach Überlebsel und deutliche Fortbildungen antiker Bräuche und Kulturelemente aufzufinden. Für die Neugriechen erübrigt es sich, darauf hinzuweisen, ich möchte besonders auf bulgarisches und albanisches Volksgut aufmerksam machen, das in dieser Hinsicht noch viel zu wenig untersucht erscheint.

Ein Wort besonderer Freude möchte ich hier noch über den letzten der vorliegenden Beiträge aussprechen dürfen, die schöne Abhandlung über die wunderbare Schiffslösung der Claudia Quinta, in welcher so recht der Wert volkskundlicher Analogien und Indizien für die Klarstellung unverständlich gewordener antiker Überlieferungen an den Tag tritt.

Prof. Dr. M. H a b e r l a n d t.

Kriesche. Heimat!

Der Verfasser fordert in dem gut durchdachten Werke eine klare Heimatpflege, welche er der manchmal üblichen sentimentalen Heimat-Eigenbrödelei bürgerlicher Dilettanten gegenüberstellt; er verlangt eine Kultivierung des Heimattriebes, in dem die moderne Heimatbewegung wurzelt. Dabei gelingt es ihm aber keineswegs, die Heimatpflege auf eine ganz feste Basis zu stellen und die letzten Gründe der Heimatbewegung aufzuzeigen; er endet mit der Forderung nach einer Zeitschrift und der Absage an den Vorrang des Volkstums — gegenüber dem Heimatgedanken, also mit Resignation auf der ganzen Linie; es ist nicht zu bezweifeln, daß Deutschland den Heimatgedanken schon tiefer faßte, wie jeder sich durch das Studium der Wiener „Hohen Warte“ und der Berliner „Werkkunst“ überzeugen kann; beide Blätter standen ganz unter englischem Einfluß; doch schon Lagarde hat viel Hiehergehöriges gesagt. Noch tiefer kommen wir an die Wurzeln der Heimatbewegung heran, wenn wir die Tolstoische Kritik der Gesellschaft auf deutsche Verhältnisse übertragen; für die Pädagogik hat das Wyneken getan; seine „Freie Schulgemeinde“ Wickersdorf ist eine Parallele zur Schule Tolstojs in Jasnaja Poljana und zur nordischen Samskola in Gothenburg.

Hier ist nicht der Ort, Wesen und Umfang des Begriffes Heimatpflege zu bestimmen; es sei nur nochmals betont, daß diese Frage mit der Herausgabe auch der besten Zeitschrift, die wir ja in der „Hohen Warte“ schon hatten, nicht erledigt ist und daß Heimat und Volkstum nicht getrennt werden dürfen; die Heimatbewegung ist wie die Jugendbewegung eine tiefgehende Kulturströmung, die sich gegen das Bestehende richtet, sie wurzelt im Eros, nicht im Logos und so ist ihrer auch mit dem klügsten Buch nicht beizukommen; während es für die Jugendbewegung schon eine ganze Literatur gibt, welche ihre ethische Wurzel aufzeigt (alle Schriften Blühers und die „Freideutsche Jugend“, Zeitschrift bei Saal in Hamburg), sind für die Heimatbewegung dazu noch nicht einmal Ansätze vorhanden.

Dr. G. G u g e n b a u e r.

Volkskundliche Bibliographie für das Jahr 1917. Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde herausgegeben von E. H o f f m a n n - K r a y e r, Straßburg. Verlag von Karl J. Teubner. 1919.

Eine der wertvollsten Früchte des Arbeitszusammenschlusses der deutschen Volkskundlichen Gesellschaften ist die seit 1917 begonnene Herausgabe einer umfassenden Bibliographie der deutschen (und mit allmählicher Erweiterung des Umfanges nunmehr) der europäischen Volkskunde, an und für sich zufolge des außerordentlich großen Umfanges, der Vielsprachigkeit der Quellen und der Mannigfaltigkeit der Stoffgebiete ein ungemein schwieriges Unternehmen, doppelt schwierig geworden durch die außerordentlich behindernden Arbeitsumstände, wie sie der Krieg mit dem gegenseitigen Abschließen der Nationen, dem völligen Stillstand des wissenschaftlichen Verkehrs, den total gestörten Postverhältnissen u. dgl. m. leider mit sich gebracht hat. Der ausgezeichnete Bearbeiter, Prof. Dr. E d. H o f f m a n n - K r a y e r (Basel) hat trotzdem eine außerordentlich wertvolle Zusammenstellung zuwege gebracht, für die ihm jeder wissenschaftliche Arbeiter auf volkskundlichem Gebiete dankbar sein wird.

In ethnographischer Hinsicht bestehen begreiflicherweise Lücken: die slawische Volkskunde, deren Bearbeitung von Prof. A. Brückner (Berlin) und J. Horák (Prag) übernommen worden war, die finnisch-ugrische Gruppe haben vorläufig noch keine Bearbeiter gefunden. Sehr dankbar sind wir dem Herausgeber, daß er der s a c h l i c h e n Volkskunde neben der der geistigen Überlieferungen eine vollwertige Stelle eingeräumt hat. Die Anordnung wird im ganzen vollen Beifall finden; über einzelnes ließe sich diskutieren, doch wird das aufgestellte Schema sich in seinem logischen Aufbau dem Benützendem bald einprägen. Konsequente Weiterführung desselben ist jedenfalls in Hinkunft vorteilhafter als kleine und öftere Änderungen an demselben vorzunehmen, selbst wenn sich solche sachlich empfehlen sollten. Dem Herausgeber sei namens der österreichischen Arbeitsgenossen der wärmste Dank für seine so wertvolle und mühereiche Darbietung ausgesprochen.

Dr. ing. Hans Schwab. Das Schweizer Haus, sein Ursprung und seine konstruktive Entwicklung. Aarau 1918. Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

Die Schweizer Bauernhäuser haben, wie sie es verdienen, im Verlaufe der Zeit mehrere treffliche Bearbeitungen gefunden, so jene von G l a d b a c h, von H u n z i k e r und Nachfolgern in vier Bänden, das große B a u e r n h a u s w e r k und einzelne kleinere Arbeiten in Zeitschriften. Ein direktes Bedürfnis nach neuen Werken auf der gleichen Grundlage ist daher nicht vorhanden, man würde denn einwenden, daß jene früheren Werke für oberflächliches Studium zu eingehend sind. Hunzikers Werk gibt auch die Entstehung der Formen in gründlicher Weise. Der Verfasser vorliegenden Buches hat zwei Drittel seiner Abbildungen und vieles im Texte dem Werke Hunzikers entnommen. Seine Arbeit ist allerdings übersichtlich angelegt und es ist leicht, daraus in kurzer Zeit einen, wenn auch nicht gründlichen Überblick über den Gegenstand zu gewinnen.

Die Schweiz hat mehrere Sprachgruppen, von denen die romanisierten Kelten und Rhäter die ältesten sind. Neuer ist die alemannische, fränkische und italienische Gruppe. Die Nachkommen der ersteren sitzen als Franzosen und Ladiner noch immer auf dem alten Volksboden. Daß die alten Stämme steinzeitliche Kultur hatten und in einräumigen Häusern lebten, ist um so gewisser, als bei der größeren Zahl der neueren Häuser dieser Zustand noch vorhanden ist oder vor kurzer Zeit nachzuweisen war. Als älteste Hausformen nimmt der Verfasser die Dach- und Wandhütten an und führt jeweilig eine derselben als Urform der jetzigen Häuser an. Es ist immerhin möglich, daß aus der Dachhütte das Satteldach, aus der Wandhütte das Pfettendach entstand; da jedoch diese Urformen nicht mehr festzustellen sind, läßt sich ein Beweis dafür kaum bringen. Die von Norden eingewanderten Siedler kamen jedenfalls schon mit fertigen wenn auch hie und da weniger ausgebildeten Häusern. Durch die Zerteilung des südlichen, gebirgigen Teiles der Schweiz in abgeschlossene Täler, die verschiedene Abstammung der Bewohner und den wechselnden Wohlstand des Landvolkes zerfallen die Häuser in zahlreiche Formen, was Einteilung, Anzahl der Räume und Ausstattung betrifft. Dennoch sind jene aus einer Form entstandenen Häuser unschwer unter die frühere Gestalt einzureihen, da es neben den vorgeschrittenen Formen auch die unter ungünstigen Umständen auf niedriger Stufe stehen gebliebenen meist noch in abgelegenen Gegenden gibt.

Deutsche bauten in Holz, Romanen, auch wenn Holz vorhanden, lieber in Stein. Im allgemeinen sind, was Heizung betrifft, die Deutschen besser versehen als die Romanen. Im italienischen Tessin sind noch jetzt ganz ursprüngliche Grundrisse nach lombardischer Art, ebenso im französischen Jura, wo meist nur Küchenstuben bestehen und kein Schlot vorhanden ist, während in den deutschbesiedelten Gegenden zwar ein ähnlicher Zustand vor geraumer Zeit vorhanden war, der sich heute nur noch durch verschiedene Anzeichen feststellen läßt. Der Vorgang ist ziemlich genau bekannt. Beim einräumigen Hause wurde vom Herdraum, der noch heute oft „Haus“ oder „Hütte“ genannt wird, eine rauchlose Stube, von dieser eine Kammer, von jener ein Vorhaus abgetrennt, beziehungsweise beim Neubau vom Anfang angelegt. Schlaf- und Vorratskammern entstanden in ähnlicher Weise — der Rauchabzug geschieht in ursprünglicher Weise durch Tür und Fenster oder in der Küche, welche keine Zwischendecke hat, durch die Fugen der Dacheindeckung oder Löcher im Giebel. Später machte man Löcher in der Seitenwand, stellte auch außen davor einen Schlot, bis endlich der gewohnte gemauerte Schlot über die Küche gesetzt wurde.

Die Schweizer Bauernhäuser lassen sich in folgender Weise einteilen: *A.* Das deutsche Alpen- und Länderhaus mit dem Appenzeller Haus. *B.* Das Alpenhaus der romanischen Schweiz, welches wieder zerfällt in 1. das Tessiner, 2. Walliser, 3. Graubündner Haus, welches auch rätoromanisch ist und in *C.* das keltoromanische oder Jurahaus, *D.* das alemannische und *E.* das fränkische Haus. Mehrere Abteilungen haben Unterformen, welche bei der Einzelbehandlung angeführt werden.

A. Länderhaus oder deutsches Alpenhaus. Der Name kommt von der Innerschweiz, dem Hauptsitzpunkt des Hauses, dessen Bestandteile die „Länder“ heißen. Die einfachste Form enthielt bis etwa 1830 Küche, Stube und Gaden (Nebstube, Schlafkammer), einzelne auch Sommerlauben. Die Küche heißt manchmal noch „Hütte“, eine Erinnerung an deren Stand als einziger Raum der Hütte und ist deckenlos. Das Wohnhaus hat ein bis zwei Geschosse (Gaden) von 2—2·5 m Höhe. Bei zwei- und mehrgeschossigen Häusern schützt das Vordach, besonders im Giebel, die Holzwände nicht mehr genügend, daher dann über jedem Geschosse außen über den Fenstern noch ein schmales Dächlein angebracht ist (Klebdach). Teilweise sind die Wirtschaftsgebäude mit dem Wohnhaus zusammengebaut. Der Hauptsitz des Länders ist die Innerschweiz, Bern, verwandt sind die Häuser in Wallis, St. Gallen und Glarus und im nordöstlichen Graubünden. Eine Abart finden wir im Appenzeller Haus, wo von der Küche ein Vorhaus abgetrennt ist. Außer-

dem ist durch das ganze Haus ein Quergang gezogen. Eine besondere Eigentümlichkeit des Länderhauses sind hier und auch in anderen Kantonen die zahlreichen Giebel Fenster, welche fast die ganze Hausbreite einnehmen und ihre Ursache zumeist in der Hausweberei und ähnlichen Arbeiten finden, während wieder für die Seidenweberei feuchte Räume, teilweise unterirdisch, nötig sind. Die Verkleidung mit kleinen, abgerundeten Schindeln im Appenzeller Hause ist auch nach Tirol gedrungen.

B. Das Alpenhaus der romanischen Schweiz. Es begreift den Teil der Schweiz zumeist südlich der Hauptkette vom Genfersee bis zur südöstlichen Grenze gegen Italien und Tirol und wird geteilt in I. das Tessiner und dieses wieder in 1. das südliche, 2. das nördliche Tessiner Haus, ferner II. das Walliser und III. das Graubündner Haus.

I. Das südliche Tessiner Haus ist höchst einfach, aus rohem Bruchsteinmauerwerk, mit Wohnküche ohne Schlot, weshalb der Rauch durch Tür und Fenster entweichen muß oder durch ein Loch in der äußeren Wand, ganz wie bei minderen lombardischen Häusern. Statt Glasfenster hat man nur Gitter oder Papier, wenn man die Öffnungen nicht etwa mit Lappen verstopft. Das Dach steht über dem Dachboden auf niedrigen Pfeilern und läßt dazwischen große Öffnungen behufs reichlichem Luftzuge frei. In einzelnen besseren Häusern wurden zwischen den Pfeilern Mauerbögen gespannt, wodurch ein Laubengeschoß entstand, von dem man mit Unrecht die Entstehung der italienischen Laubenhäuser herleiten wollte. Das Haus ist durch Zu- und Umbauten, auch infolge der Benutzung durch mehrere Parteien so verbaut, daß es nicht möglich ist, feste Formen herauszufinden.

2. Im nördlichen Tessiner Kanton besteht ein Einheitshaus, nicht selten einräumig, im Blegno- und Malvagliatal, nördlich von Biasca. Eigentümlich sind jene Häuser, welche der ganzen Länge nach ein breiter Gang (solajo, von solarium, im Engadin suler, im Sotto Cenere portico) durchzieht, einst offene Laube, der fast die Hälfte des Hauses einnimmt, außer welchem nur Stube und Küche vorhanden sind. Jetzt werden daraus Wohnräume geschaffen. Die Rauchabströmung geschieht wie im südlichen Haus durch ein Loch in der Außenwand. Die Beispiele für das nördliche Tessin sind zum Teil aus dem Malvagliatal genommen, die meisten stammen jedoch aus dem südlichen Teil des Kantons, wie z. B. Stabbio geradezu im südlichsten Teil der Schweiz liegt.

II. Wallis. Es ist der obere deutsche Teil des Kantons. Der Bau ist ähnlich dem Länderhaus, doch ist von der Küche ein Vorhaus abgetrennt und es ist mehr Mauerwerk verwendet als sonst bei dieser Form. Die Küche gilt hier auch als Urzelle und heißt „Haus“ und hat Kessel mit Turner (Kesselschwinge). In älterer Zeit kein Schlot. Von der Küche wird ein Raum „sala“ abgetrennt, zuerst nur eine Art Speisekammer, der allmählich größer wird und schließlich ein ganzes Geschoß einnimmt, der Saalstock. Schließlich erscheint auch hier der Länge nach ein Zwischengang, wie zuletzt beim Länderhaus. Die Fenster sind nur 33 cm im Gevierte. Wie beim Engadiner Haus sind die äußeren Wände zwei- bis dreifach.

Im Unterwallis sind zwischen St. Maurice und Siders längs der Rhone bis zur Sprachgrenze im westlichen französischen Teil keltoromanische Häuser sehr einfacher Art. Die sogenannten Maiensäß sind die erste Zwischenstufe beim Bezug der Alpen. — Hier und in Graubünden sind die Schlafstuben oberhalb der Wohnstuben und es ist leicht möglich, über den Ofen hinaufzusteigen, wozu diesfalls eine mit Schiebern zu verschließende Öffnung besteht, durch welche man auch die warme Luft der Stube hinaufziehen läßt.

III. Graubünden. 1. Das Länderhaus, in Graubünden herrschend, im deutschen Bündner Oberland, im oberen Rheintal bis über den Oberalppaß, Andermatt bis Wallis. Es hat etwas Steinbau angenommen. Das Vorhaus heißt tsule (solarium s. Wallis). Im Dachgiebel bemerkt man öfter ausgeschnittene Pferdeköpfe.

2. Rhätoromanische Häuser. Das Engadiner Haus, im rhätoromanischen Gebiete von Graubünden, dem Inntale. Flaches Pfettendach, mehr-

fache Außenwände des Wohnhauses, außen Mauerwerk, dann Blockwand und öfter noch innen Holzvertäferung. Offenbar war der erste Bau Blockwerk, wegen Kälte setzte man außen Mauerwerk vor und innen noch Vertäferung, teils zur Zierde. Die Hälfte des Grundrisses nimmt der Suler ein, Arbeits-, Eß- und Vorratsraum, sowie Zufahrt in die Scheuer in zwei Geschossen, wovon eines als Zugang zum Stall dient. Die Einfahrt ist daher gegabelt, eine steigend, eine fallend. Übrigens wird der übergroße Suler teilweise zu Wohnräumen verbaut. Es ist ein Einheitshaus mit Stall und darüber Scheune. Die Küche hatte früher keinen Schlot, jetzt ist noch Kessel mit Turner erhalten. Der Backofen, über die Wand hinausragend, wird durch Holzstreben gestützt. Die cheminade ist ein Raum zur Trocknung des Fleisches, da man das Räuchern nicht kennt. Der Verfasser erklärt die Entstehung des Engadiner Hauses aus einer Säulenhütte, am Ende mit den nötigen Wohn- und Arbeitsräumen, dann einer offenen Hütte versehen, jedes Gespärre innen und außen mit je zwei Säulen. Nachdem er nun ein Haus mit 18 Gespärren bringt, wäre die Länge mit 72 m anzunehmen, für welche eine gewöhnliche Wirtschaft kein Bedürfnis hat. Nach Bedarf würden stets eine oder mehrere Säulenterfernungen in Anspruch genommen werden. Dasselbe sagt er vom Jurahaus. Derartige Bauweisen herrschen angeblich auch in den bayrischen und österreichischen Alpen, wovon mir nichts bekannt ist. Die Darstellung im Buche scheint unvollständig.

C. Das keltoromanische Haus im westlichen Teile der Schweiz von Basel bis zum Genfersee und teilweise auch im angrenzenden Frankreich, ein Einheitshaus. Es sind dort niedrige, breite Häuser mit flachem, steinbeschwertem Satteldach, sehr nüchtern und plump, nur wenig von Holz, seit langem viel in Stein erbaut. Wie im Süden der Schweiz bei Romanen hatte man ehemals Küchenstuben, auch niedrige, offene Herde in der Mitte des Raumes, nicht immer Schöte (die Küche ist hier und in Graubünden mit einem leichten Tuffsteingewölbe überdeckt, worin ein Loch für den Rauchabzug gelassen ist). Dazü kommt noch Neben- oder Schlafstube und Keller. Hier ist die Heimat des riesigen sogenannten burgundischen Schötes über der ganzen Küchenfläche von 5—7 m Weite ansteigend und sich nach oben etwas verengend, über Dach mit einer Klappe zu schließen. Er findet sich in dieser Form von Biel an im Jura und Waadt, in Unter-Wallis, im deutschen Teile vom Kanton Freiburg, teilweise im Berner Oberland und Berner Jura. Die beim Engadiner Haus vorgebrachte Entstehung der Hausformen aus Säulenhäusern soll auch hier die Grundlage der Entstehung gewesen sein. Es soll Häuser von 35 Säulen gegeben haben. Da diese Säulenhäuser sehr schmal gewesen sein müßten, glaubt er eine Firstdrehung um 90° annehmen zu müssen, wobei zu bedenken ist, daß man nach der Breite noch weniger Abmessung verwenden kann als nach der Länge.

D. Das alemannische Haus findet man vom Schwarzwald bis an die italienische Grenze. Unterscheidendes Merkmal ist das Pfettendach, besonders durch die Firstpfette, welche von den Firstsäulen (Firststuden) und Seitenstreben getragen und festgehalten wird, so daß daraus ein Dachbinder, der liegende Stuhl, entstand. Die Entfernung der Binder ist 4—5 m, der Firstwinkel 90°. Es ist ein Einheitshaus, die Wände sind Fachwerk. Vielfach hat man noch Rauchküchen, daher meist kein Oberstock. In der Innenschweiz ist es enge mit dem Ländlerhaus verwandt. In teilweiser Verbindung mit dem deutschen Alpenhaus entstand das Berner Haus, welches durch Größe und Ausführung die höchste Blüte des Schweizer Hauses darstellt. Die fast vollständige Auflösung des meist gegen Süden gelegenen Giebels in Fenster wie in Appenzell im Gegensatz zu unseren alten Alpenhäusern macht das Innere ungemein freundlich. Die allein stehenden Speicher nach nordischer Art sind gleichfalls zu beachten.

E. Das fränkische Haus ist im Aufbau alemannisch, die Wände sind aus Fachwerk mit durchgehenden Säulen, fortschreitend mit Lehmwinkeln, Holz, dann Backstein ausgefacht. Der Bau pflanzte sich von Mitteldeutschland über Württemberg, Baden und Elsaß nach der Schweiz fort. Die Küche heißt noch heute Hus. Meist zweigeschossig, massiver Unterbau. Das ganze Gehöfte ist um einen Hof

angeordnet, also ohne Einheitshaus zu sein. Die Verbreitung erstreckt sich über die Kantone Aargau, Zürich, Thurgau bis zur Innerschweiz, südlich bis an die Linth. In Zürich und der Ostschweiz ist es schön ausgebildet.

Zum Schlusse möchte ich gegen die Ausdrücke oberdeutsche und ostdeutsche Häuser Einsprache erheben. *Oberdeutsch* ist mindestens bayrisch, württembergisch oder schwäbisch und alemannisch, allfällig auch elsässisch, und da diese Formen viele Unterschiede bergen, soll man lieber den zutreffenden Namen wählen. — Ein *ostdeutsches* Haus gibt es eigentlich nicht. Nach der Teilung Polens wurde von Preußen vieles Neue gebaut, und zwar nach neuen Entwürfen oder Muster der östlichen preußischen Provinzen, deren Haus aus dem Niedersächsischen stammte. Ebenso wäre zu raten, statt des doppelsinnigen Wortes Kamin für die Rauchröhren allein etwa Schlot oder Schornstein zu verwenden. — Wünschenswert wäre eine einfache Landkarte der Schweiz mit Einzeichnung der Kantons Grenzen und der zugehörigen Bauernhausformen gewesen. **Anton Dachler.**

Wenn ich nun auch einige Ausstellungen an dem besprochenen Werke gemacht habe, so spreche ich meine Meinung doch dahin aus, daß darin in kurzer und bündiger Weise für den Gegenstand das Nötige auf engem Raum gebracht ist. Ich bin sehr gern mit dem Verfasser einverstanden, daß es im Gebiete der Kunst wünschenswert wäre, statt von den so häßlichen und unsinnigen Schöpfungen der Moderne die Vorbilder mindestens für Landhäuser den kerngesunden Vorbildern der Schweizer Bauernhäuser zu entnehmen.

Br. Schmidt. Das sächsische Bauernhaus und seine Dorfgenossen (Bücher des Dresdner Zeichenlehrervereins-Verlages von Stolze & Pahl in Dresden. 4^o, 61 Seiten.

Im Dresdner Zeichenlehrerverein bereitet ein Arbeitsausschuß seit langer Zeit die Herausgabe von Büchern vor, die in volkstümlicher Darstellung den Sinn für die Vorzüge der heimatlichen Bauten wecken und die heutige Bautätigkeit damit befruchtend anregen wollen. In München arbeitet seit langem der Verein für Volkskunde und Volkskunst in gleichem Sinne. Das vorliegende Werk wird der Aufgabe, das Typische des sächsischen Bauernhauses in Aufriß, Grundriß und Zierformen, in allen Einzelheiten des Aufbaues und der Konstruktion in Wort und Bild aufzuzeigen, in geradezu musterhafter Weise gerecht. Es finden dabei die Landschaften des Elbtales, der Lausitz, des Erzgebirges gleich gründliche und liebevolle Berücksichtigung. Es ist ein wahrer Genuß, die Schrift immer wieder in ihren treffenden Ausführungen und reizvollen Abbildungen durchzunehmen, und der Wunsch wird rege, daß solche Arbeiten in möglichst vielen deutschen Wohngebieten zur Durchführung gelangen mögen. Namentlich den Zeichenlehrervereinigungen, den Baufachschulen und Gewerbeschulen sei diese Aufgabe dringendst ans Herz gelegt. Manches Verdienstliche ist in Deutschösterreich in dieser Hinsicht ja schon geschehen; aber vieles wäre noch zu ergänzen und nachzutragen. Mögen auch die Architekten und Baumeister, die ja fortschaffend überall an die heimatliche Bauweise anzuknüpfen haben, sich immer solcher Aufgaben erinnern und an Werken, wie das vorliegende, ihre gute künstlerische Gesinnung stärken und erfrischen.

Dr. Wilhelm Jännecke. Das rumänische Bauern- und Bojarenhaus. Mit 199 Abbildungen nach Photographien und nach Originalzeichnungen des Verfassers und einer Übersichtskarte. König Carol-Verlag, Bukarest 1918. Klein-Quart. 72 Seiten.

Mit deutscher Gründlichkeit und liebevoller Versenkung in den Gegenstand ist die vorliegende baugeschichtliche Studie als die Frucht eines mehr als einjährigen kriegsdienstlichen Aufenthalts ihres Verfassers in Rumänien entstanden. Es tritt in eine sehr empfindliche Lücke unseres Wissens von der Hauskultur der Balkangebiete; in deutscher Literatur waren genauere Darstellungen des rumänischen Bauern- und Stadthauses — bis auf die Arbeit von E. Weslowski in dieser Zeitschrift, Band XVIII, und die Studien von K. A. Romstorfer — nicht vorhanden. Auf kulturgeschichtlicher

Grundlage fußend, führt Jänneckes schöne Arbeit, durch zahlreiche instruktive Abbildungen, Grundrisse und Aufrisse sowie besonders auch der volkskünstlerisch sehr bedeutenden Zierformen des Bauernhauses unterstützt, die wichtigsten Bautypen des Landes vor, die überall im engsten Zusammenhang mit den landschaftlichen Besonderheiten und den Baustoffen stehen. Die wissenschaftlichen Hauptergebnisse, zu denen der Verfasser gelangt ist, sind die folgenden: 1. Die ältesten Siedlungen der Rumänen sind Sippendörfer nach Art der Südslawen. 2. Die bis auf den heutigen Tag gebräuchlichen Erdgrubenhütten (bordei) sind durch die Tartaren des alten Rumäniens nach Rumänien eingeführt. 3. Das rumänische Bauernhaus des Flachlandes wie des Berglandes ist von der älteren deutschen Baukultur Siebenbürgens beeinflusst, es stimmt im Grundriß mit dem Hause der fränkischen Kolonisten überein. Das Motiv des offenen Ganges mit Holzsäulen ist von den Türken übernommen. Die Zierformen, besonders des Berghauses, zeigen eine selbständige rumänische Ornamentik. 4. Der Grundriß des älteren rumänischen Bojarenhauses ist französischen Vorbildern nachgeahmt. Das bessere rumänische Wohnhaus der Neuzeit hat sich in bewußter Nachahmung französischer Beispiele entwickelt. 5. Das Motiv des Abortturmes am älteren rumänischen Bauern- und Bojarenhause des Berglandes sowie der Kula ist von dem „Dantzker“ der Deutschordensritter Siebenbürgens übernommen. Die reicheren Architekturformen des älteren Bojarenhauses und der Kula sind der gleichzeitigen kirchlichen rumänischen Baukunst entnommen. 6. Die Kula ist durch die Türken aus Kleinasien und Persien nach Rumänien eingeführt. — Mit diesen Ergebnissen wird man sich im ganzen und großen bis auf Punkt 2, siehe unten, einverstanden erklären können. Bezüglich der Wehrbauten (Kulen) reichen die Zusammenhänge allerdings geographisch wie chronologisch weiter, als der Verfasser annimmt. Mit Recht betont der Verfasser überall die sehr hochstehende bodenständig-volkskünstlerische Ausgestaltung und Durchbildung des rumänischen Bauernhauses, wofür die Schrift sehr viel reizvolles Bildermaterial beibringt.

Dr. Georg Kyrle. Siedlungs- und Volkskundliches aus dem wolhynischen Poljesie. (Sonderabdruck aus Band XLVIII der Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.) Mit 39 Abbildungen im Texte. Wien 1918.

Über die russischen Siedlungs- und Hausformen sowie die Hauskultur der verschiedenen russischen Bevölkerungsgruppen haben uns die letzten Jahre in der deutschen volkstümlichen Literatur eine Reihe wichtiger und gründlich orientierender Untersuchungen gebracht. Nach K. R h a m m s bekannten tiefgründigen und ausgedehnten Arbeiten nenne ich die „Studien zum russischen Dorf“ von Edm. S c h n e e w e i ß (diese Zeitschrift, XIX, 1 ff., 81 ff.), die instruktive Arbeit von Dr. E d. K r i e c h b a u m: Das polnische Bauernhaus im Kreise Cholm (diese Zeitschrift, XXIII, 49 ff.) und kürzlich hat nun Dr. G e o r g K y r l e über die einschlägigen Verhältnisse im wolhynischen Poljesie auf Grund eines längeren militärdienstlichen Aufenthaltes daselbst in ausführlicher und sachkundigster Art interessante Mitteilungen erstattet. Die damit ermöglichte Vergleichung der analogen Vorkommnisse in vier größeren russischen Bevölkerungsgebieten ergibt im allgemeinen die weite Verbreitung der wichtigsten Elemente der russischen Hauskultur, wobei natürlich in vielen Einzelformen Variationen nicht fehlen. Namentlich der Typus des südrussischen Niederhauses wird uns jetzt vollkommen klar. Besondere Beachtung verdienen die einräumigen Rauchhütten mit versenktem Boden, die mit den rumänischen und bulgarischen Erdwohnungen (bordei) engste Beziehungen haben und die Meinung mancher Forscher widerlegen, die rumänischen bordei seien auf späte Übertragung durch die Tartaren zurückzuführen. Es dürfte sich hier wie dort vielmehr um zähe Bewahrung einer ungewein primitiven Wohnweise aus prähistorischer Vorzeit handeln. Von vielem Interesse sind auch die technologischen Beobachtungen, die K. aus verschiedenen Arbeitsphären beibringt. So besonders die textilen Fertigkeiten (Einspeicheln des Fadens, Sitrocken, Spinnhaken) — ähnlich auch aus Skandinavien bezeugt — weiters die holzverarbeitende Hausindustrie der Männer (Ausbrennen der Gefäßhöhlungen, Fügung

der Daubengefäße), die Flechtarbeiten (Rindenschuhe, Provianttaschen als älteste bodenständige Erzeugnisse). Über manche der geschilderten Arbeitsprozesse hätte man gern noch nähere Auskünfte gewünscht, auch die einheimische Terminologie für alle angeführten Objekte vermißt man ungern; jedoch waren solche sprachliche Erhebungen und Notierungen für einen Nichtlinguisten eben nicht ganz leicht durchzuführen. Die Volkskunde wird dem Verfasser für das viele und wertvolle Gebotene besten Dank wissen. Besonders erfreulich und dankenswert ist die reichliche Beigabe des vortrefflichen Abbildungsmaterials.

IV. Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum für Volkskunde.

1. Jahresversammlung.

In der am 11. März zum ersten Male im neuen Museumsgebäude bei starkem Zuspruch der Mitglieder unter dem Vorsitze des Präsidenten **Rudolf Abensperg-Traun** abgehaltenen Jahresversammlung erstattete der Generalsekretär und Museumsdirektor Prof. Dr. **M. Haberlandt** den Tätigkeitsbericht über das Jahr 1918 (siehe unten S. 64 ff.), welchem er mit lebhaftem Interesse aufgenommene Ausführungen über die wissenschaftlichen und praktischen Aufgaben des Museums für Volkskunde anschloß. Die umfassenden Arbeiten der Neugestaltung desselben sind nunmehr so weit gefördert, daß mit der Eröffnung des Museums im Laufe dieses Jahres bestimmt gerechnet werden kann. Die von den Rechnungsprüfern in vollkommener Ordnung befundenen Rechnungsabschlüsse pro 1918 wurden genehmigend zur Kenntnis genommen. Hierauf brachte der Vorsitzende den Antrag auf Abänderung einiger Bestimmungen der Vereinssatzungen, soweit sie durch die veränderten Verhältnisse notwendig geworden sind, zur Abstimmung, welche die einstimmige Annahme derselben ergab. Im besonderen sei hier der Beschluß hervorgehoben, daß der Jahresmitgliedsbetrag künftighin 5 K betragen soll, wofür den Mitgliedern der freie Eintritt in das Museum gewährt wird. Die für Mitglieder ermäßigte Höhe des Bezugspreises der „Zeitschrift für Volkskunde“ wird künftighin die Vereinsleitung jeweils festsetzen. Die Mandate des Herrn Vizepräsidenten Dr. **Artur Breycha**, des Kassiers **J. Thirring** sowie der Ausschußräte **Hartwig Fischel**, **Dr. Oskar Hovorka** und **Fräulein Marie Glaser** wurden auf drei Jahre erneuert, die Herren Prof. Dr. **O. Menghin**, Prof. Dr. **L. Radermacher**, **Ernst Pollack**, Direktor **Eugen Probst** und Dr. **M. Lambertz** in den Ausschuß neugewählt. Zum Schluß der Versammlung hielt Dr. **Max Lambertz** einen mit lebhaftem Interesse aufgenommenen Vortrag über die Volkspoesie respektive die Kinderpoesie bei den Albanern.

2. Stifter- und Gründerbeiträge.

Herr Architekt **Adolf Micheroli** hat durch munifizente Gewährung eines über 2000 K betragenden Nachlasses der von ihm vorgelegten Kostenrechnung für die Fassadenrenovierung den Anspruch erworben, in die Liste der Stifter des Museums aufgenommen zu werden. — Herr Kommerzialrat **Josef Honig** hat in dankenswerter Weise den Betrag von 500 K gespendet.

3. Veröffentlichungen.

Das in dieser Zeitschrift, Jahrgang XXIV (1918), S. 113 angekündigte Erscheinen des Werkes „Die Volkskunst der Balkanvölker“ (30 Lichtdrucktafeln

und illustrierter Text) von Dr. Artur Haberlandt ist durch die Verlagsübernahme desselben von seiten des Kunstverlages A. Schroll & Co. erfreulicherweise gesichert. Dasselbe dürfte voraussichtlich trotz der gegenwärtigen besonders schwierigen Verlags- und Druckverhältnisse noch im Laufe dieses Jahres zum Erscheinen gelangen und wird für die Mitglieder zu einem bedeutend ermäßigten Preis abgegeben werden. Nähere Verlautbarungen hierüber sind vorbehalten. — Der XIII. Ergänzungsband zur Zeitschrift für Volkskunde: „Polnische Volksmärchen“, ins Deutsche übertragen und eingeleitet von Dr. J. Piprek, ist bereits ausgegeben. Der Vorzugspreis für Mitglieder beträgt 8 K. (Bestellungen bei der Vereinsleitung oder beim Kommissionsverlag F. Tempsky.)

4. Museumsarbeiten.

Sämtliche Sammlungen aus Deutschösterreich, den Sudeten- und Karpathenländern sowie die keramischen Sammlungen sind nunmehr in 25 Schauräumen des I. Stockwerkes nahezu vollständig zur Aufstellung gelangt, eine umfassende Arbeitsleistung, die durch die gegenwärtige Unbeheizbarkeit der Ausstellungsräume und die unglaublichen Schwierigkeiten bei der inneren technischen Einrichtung derselben besonders erschwert worden ist. Hand in Hand mit den Aufstellungsarbeiten ging eine gründliche Konservierung und Restaurierung der Sammlungsbestände, wie sie infolge der Übersiedlung, der vorhergehenden langjährigen Lagerung zahlreicher Gegenstände in Magazinsräumen dringend notwendig geworden war. Für die Aufstellung der zahlreichen Trachtengruppen wurden in Verbindung mit der staatlichen Korbflechterschule und dem akademischen Bildhauer Herrn W. Schloß die erforderlichen Behelfe ausprobt und ihre Herstellung vorbereitet. Ebenso ist das Programm der gärtnerischen Ausgestaltung der beiden Museumshöfe im Einvernehmen mit der Stadtgardendirektion festgelegt worden; dasselbe wird nunmehr bei Eintritt der besseren Jahreszeit zur Ausführung gelangen, Hand in Hand mit der Aufstellung der größeren, die Freiluftunterbringung vertragenden größeren Museumsobjekte. In Verbindung mit dem Staatsdenkmalamte gelangten verschiedene, das Schicksal öffentlicher Sammlungen, den volkskundlichen Teil der österreichischen Kunsttopographie und den Heimatschutz betreffende Aktionen zur Durchführung. Kustosadjunkt Dr. Artur Haberlandt hielt in der Urania einen Zyklus von Vorträgen über die deutschösterreichischen Völkerstämme, in der zoologisch-botanischen Gesellschaft einen Vortrag über volkstümliche Pflanzenkunde, im Forschungsinstitut für Osten und Orient einen Vortrag über die Völkerstämme im Hindukush mit vergleichenden Ausblicken.

5. Mitgliederbewegung.

Neu aufgenommen wurden als Mitglieder: Prof. Dr. Oswald Menghin, Dr. Josef Weninger, Kustos Dr. Teichl, Kustos Dr. Mžik, akademischer Maler Leopold Forstner, Privatier Hans Lukasek, Ludwig von Führer, Rechnungsrat Arthur Fürst, Frau M. Ratkovits.

Die Ausschußräte Hauptmann Karl Werkmann und Prof. Dr. L. Niederle (Prag) haben ihr Mandat zurückgelegt.

Jahresbericht

des

Vereines und Museums für Volkskunde

(vorm. k. k Kaiser Karl-Museum für österreichische Volkskunde)

für das Jahr 1918

Die ungeheuren, grundstürzenden Ereignisse und staatlichen Umwälzungen, welche der Ausgang des Weltkrieges am Ende des abgelaufenen Schicksalsjahres 1918 für die frühere österreichisch-ungarische Monarchie mit sich brachte, haben für den Namen und das Äußere unseres vaterländischen Unternehmens wohl die entsprechenden Veränderungen unvermeidlich gemacht; sie konnten aber weder an der unerschütterlichen wissenschaftlichen und vaterländischen Bedeutung unseres Museums und unserer volkskundlichen Arbeit, noch an dem schon längst über die österreichischen Grenzen hinausgewachsenen Umfang unserer Sammel- und Forschungstätigkeit etwas ändern. Unser 1896 begründetes „Museum für österreichische Volkskunde“ wird als allgemeines „Museum für Volkskunde“ mit dem deutschösterreichischen Hauptkern seiner Sammlungen, an welche sich auf Grund der nach wie vor bestehenden kulturellen und geschichtlichen Zusammenhänge die Kollektionen aus den neugebildeten Nationalstaaten der ehemaligen Monarchie, sowie die schon längst vorhandenen Sammlungen aus dem Deutschen Reiche, der Schweiz, Italien, Frankreich, Rußland und namentlich auch aus den Balkanländern angliedern, seine Bedeutung für die allgemeine Volksbildung ungeschmälert behalten.

Ebenso wird unsere volkskundliche Forschungs- und publizistische Tätigkeit im Rahmen der beiden Zeitschriften „Werke der Volkskunst“ und „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ und der an dieselben angeschlossenen Veröffentlichungen im weitesten geographischen Umfang und mit der gleichen wissenschaftlichen Unparteilichkeit wie bisher fortgeführt werden. Wir zählen dabei zuversichtlich auf das unentwegte Interesse unserer treuen Mitarbeiter und Mitglieder. Kein Gebiet, das uns für unsere wissenschaftlichen Bestrebungen bisher offen stand, kann uns fürderhin verschlossen sein; und vollends hat uns erst die neuheraufgekommene Zeit den vollen Wert und die hohe Bedeutung der volkskundlichen Arbeit für die inneren wie die äußeren Schicksale jedweden Volkstums nachdrücklichst würdigen gelehrt.

So schreiten wir ungebeugten Mutes und in neubelebtem Eifer an die Vollendung unserer nächstliegenden großen Aufgabe, an den Abschluß der völligen Neugestaltung des Museums in seinem neuen Haus, dessen Eröffnung zuversichtlich im Laufe des Jahres 1919 gewärtigt werden kann, wenn auch noch eine ganz außerordentliche Arbeitsleistung bis zur vollständigen Fertigstellung der immensen Schaustellung, die sich hier vorbereitet, zu bewältigen ist.

Unter welcher großen Teilnahme und Hilfsbereitschaft weiter Kreise der Bevölkerung sich diese bedeutungsvolle Entwicklung des Museums bisher und besonders auch im abgelaufenen Berichtsjahre vollzogen hat, läßt ein Blick vor allem auf die finanzielle Seite unseres Unternehmens zu unserer Genugtuung klar erkennen.

Nachdem bereits im Übersiedlungsjahr des Museums 1917 für die Übersiedlungskosten, die Renovierung des neuen Gebäudes und die innere Einrichtung desselben der

Betrag von 100.061 K 76 h verausgabt worden war, ist mit der Fortsetzung und dem Abschluß der Bauarbeiten und der Regulierung der Hofanlagen sowie mit der weiteren inneren Ausgestaltung des Museums im Berichtsjahre der weitere namhafte Betrag von 163.887 K 64 h zur Ausgabe gelangt. Wir treten trotz dieser außerordentlichen Aufwendungen im Gesamtbetrag von 263.949 K 40 h unter Zurechnung des Legates Dr. Rudolf Trebitsch mit einem verfügbaren Kapital von 167.961 K 64 h in das neue Arbeitsjahr 1919, in welchem sich aller Voraussicht nach mit der Eröffnung des Museums sowohl aus öffentlichen Quellen, wie besonders von seiten des großen Publikums und durch die Besuchseinnahmen ausreichende Mittel zur Erhaltung und regelmäßigen Verwaltung des Museums eröffnen werden. Durch das hochherzige Legat des vereinigten Ausschusses Dr. Rudolf Trebitsch im Betrage von 100.000 K sind die finanziellen Grundlagen des Museums vorerst in nicht hoch genug zu schätzender Art gesichert worden.

Die im Berichtsjahr 1918 eingeflossenen Beiträge sind zum Teil als Subventionen der Ministerien und sonstiger öffentlicher Stellen, zum anderen, und zwar viel größeren Teil als Widmungen von privater Seite dem Museum zugekommen. Vom Ministerium für Kultus und Unterricht ist als nachträgliche Subventionsrate pro 1916/17 der Betrag von 2500 K, sowie als Subvention pro 1917/18 der Betrag von 7000 K, endlich als Subvention pro 1918/19 der Betrag von 5000 K überwiesen worden; das Ministerium für öffentliche Arbeiten hat desgleichen einen Subventionsbetrag von 4000 K bewilligt, die niederösterreichische Handels- und Gewerbekammer hat einen Unterstützungsbeitrag von 1200 K gewährt. Das Präsidium erlaubt sich für diese Zuwendungen den geziemenden Dank zum Ausdruck zu bringen.

Bei der weiteren Beschaffung ausreichender Mittel für die großen Museumsanfordernisse hatte sich die Direktion der höchst dankenswerten Unterstützung von Frau N. Berchtold, Sektionschef Dr. A. Breycha als Obmann des Finanzkomitees, Präsidenten J. Mautner und des vereinigten Ausschusses Dr. Rudolf Trebitsch im besonderen Maße zu erfreuen. Es gelang uns, die Lei und einige hervorragender Wiener Finanzinstitute für die gemeinnützigen und vaterländischen Bestrebungen des Museums zu interessieren und wir verzeichnen mit größter Dankbarkeit den Eingang namhafter Spenden von seiten des Wiener Bankvereins, der Österr. Kreditanstalt, der Bodenkreditanstalt, der Österr. Länderbank und der Unionbank (je 5000 K) sowie von der Leitung der Österr.-Ungar. Bank (3000 K) und der Anglo-Österr. Bank (2000 K). Mit dem verbindlichen Dank für diese Zuwendungen verbinden Präsidium und Direktion die zuversichtliche Hoffnung, daß diese großen Finanzinstitute unserer gemeinnützigen Anstalt auch in Hinkunft ihre so wertvolle Beihilfe nicht versagen werden. An der Spitze der diesjährig beigetretenen Stifter hat sich Herr Verwaltungsrat Otto Fleischer zu einer munifizenten Widmung von 10.000 K bereitgefunden, die bewährten Museumsgönner Präsident J. Mautner und † Dr. Rudolf Trebitsch haben in gewohnter Munifizienz 2000 beziehungsweise 3000 K gewidmet, weitere Stiftungsbeiträge von je 1000 K sind gütigst von Franz Harrach, Kommerzialrat Fr. Bujatti, Frau Marie Friedmann, Ernst Pollack und (durch Vermittlung von Frau N. Berchtold) von einem ungenannten Gönner gewährt worden, Als Gründer mit einem Betrag von je 500 K sind die Firma J. Eisenberger, Ed. Medinger und Fabrikant Josef Seyfried beigetreten.

Außerdem sind die nachfolgenden Fördererbeiträge eingelaufen: von Kommerzialrat Fritz Redlich, D. Economo, Emil Karpeles, Stefan Mautner, Hans Sobotka, Hanna Liechtenstein, Rud. Taborsky, S. M. Rothschild, A. M. Beschorner, † Justine Wittgenstein-Hochstetter, Dr. A. Brunner, K. Kuefstein, Ed. Doktor, Erste Österr. Sparkasse, J. J. Kohn, Zentralbank Deutscher Sparkassen je 100 K, von Dr. H. Eisler, J. G. Licht, D. Fanto, Österr. Siemens-Schuckert-Werke, Wiener Börsenkammer, Heinrich Doblhoff je 200 K. Die Reihe der

Widmungen beschließen außerordentliche Zuwendungen seitens der Herrn † Dr. Rudolf Trebitsch (für den Ankauf eines Skioptikons) und Nikolaus Wassilko 150 K.

Erfreulich ist auch die große Zahl der neugewonnenen Mitglieder des Vereins, deren Namen im folgenden ausgewiesen scheinen¹⁾: Es sind dies: Stadarchivar Heinrich Ankert, Leitmeritz; Dr. Erich Bien; Mario Bucovich, Gertrud Brunner, Lambach; C. M. Baer; Georg Erker, Oberlehrer, Nesselthal b. Gottschee; Dr. E. Lothar Fialla; Heinrich Geisler, Prokurist; Fräulein Marie Glaser; Ignaz Hofman, Baden; Ignaz Huslik, Enzersdorf bei Pöls; Dr. Theodor Haas, Advokat, Brünn; Leopold Höfer; Prof. Karl Horatschek; Dr. Robert Heine-Geldern; F. E. Hye-Kerkdal; René Kraus; R. Kraka, Pettau; Josef Kroh, Bürgerschullehrer; Frau Guste Leonhard; Dr. Alfred Mell; Kommerzialrat Eduard Medinger; Oberst Fr. Meran; Alfred Mißong; Ing. Ernst Neweklowsky, Linz; Paul Kurt; Reichsverband der Österr. Industrie; Dr. Arnold Reifer; Otto Soche; Svab Josef; M. Sejvel, Architekt, Stadtbaumeister; Wilhelm Tschinkel, Lehrer, Gottschee, Karl Weiner, Notar, Zwettl; Dr. Eduard Weinkopf, Schriftsteller, Dobersberg.

Es ist gewiß ein ehrenvolles Zeugnis für den Opfersinn weiter Kreise, das in der Gesamtheit und Höhe dieser Widmungen und Anmeldungen vorliegt und zugleich eine Bekundung des regen Interesses und der verständnisvollen Würdigung der bedeutungsvollen Aufgaben, die dem Museum für Volkskunde obliegen.

Mit dem Dank für all die zugewendeten kostbaren Sympathien verbinden Präsidium und Direktion die zuversichtliche Hoffnung, mit dem vollendeten großen Museumswerk nicht nur diese Sympathien vollauf rechtfertigen zu können, sondern sie auch für den zukünftigen Bestand und die weitere Entwicklung desselben dauernd festhalten zu dürfen.

Nachdem um die Jahreswende 1917/18 die bauliche Neugestaltung des Museumshauses der Hauptsache nach zum Abschluß gebracht worden war, galt es nun im Berichtsjahr 1918 einerseits die würdige Renovierung der Außenfronten des Gebäudes, die Regulierung der Museumshöfe und der angrenzenden Parkpartie durchzuführen, wie insbesondere die innere Einrichtung der überaus zahlreichen Museumsräume (54) für die Aufstellung der Sammlungen fertigzustellen und endlich diese große museale Arbeit selbst zur Durchführung zu bringen. Um die erstgenannte ebenso schwierige und mühevoll wie zeitraubende und kostspielige Aktion, deren absolute Unerläßlichkeit die Gemeindeverwaltung mit dem Herrn Bürgermeister Dr. R. Weiskirchner an der Spitze schon im Interesse der Gebäudeerhaltung gewürdigt hatte und zu deren Durchführung der Wiener Stadtrat daher in dankenswertester Art einen Kostenbeitrag von 20.000 K gewährte, haben einerseits die Funktionäre des Stadtbauamtes, Herr Stadtbaudirektor Ing. H. Goldemund, Herr Bauinspektor Jäckel und Herr Oberrevident Kohl, andererseits die ausführenden Firmen Stadtbaumeister Adolf Micheroli und Hofpflasterer Julius Striebl unter ständiger Beratung durch Herrn Oberbaurat J. Koch und Architekt H. Fischel sich die größten Verdienste erworben und die Direktion dankt hiemit sämtlichen genannten Herren auf das wärmste für all ihre opferwilligen und selbstlosen Bemühungen um das schöne Gelingen des unternommenen großen Werkes. Im Innern wie nach außen ist nun das althistorische Museumsgebäude seiner neuen Bestimmung entsprechend auf das Würdigste gestaltet und namentlich die dem Blick freigelegte schöne Gartenfassade bedeutet eine erfreuliche Bereicherung der historischen Wiener Architekturbilder. Mit gleichem Eifer und Erfolg ist inzwischen an der Vollendung der Inneneinrichtung der 25 Schausäle des ersten Stockwerkes gearbeitet worden, die soweit fertiggestellt wurden, daß bereits auch die Aufstellung der Museumssammlungen in den meisten Räumen in

¹⁾ Vom Abdruck der umfangreichen Liste der ordentlichen Mitglieder und des Tauschverkehrs im Jahresbericht wird wegen der erheblichen Druckschwierigkeiten und des herrschenden Papiermangels wie im Vorjahre abgesehen.

den Hauptzügen zur Durchführung gelangen konnte. Infolge der eingetretenen politischen Veränderungen ergab sich wohl die Notwendigkeit der Umänderung des ursprünglichen Aufstellungsplanes in einigen Punkten, doch kann derselben ohne größere Schwierigkeiten Rechnung getragen werden. Bei allen diesen, durch die herrschenden schwierigen Verhältnisse doppelt und dreifach erschwerten mühevollen und die äußerste Kraftanspannung erfordernden Arbeiten hatte sich die Direktion hauptsächlich auf die hingebende Mitarbeiterschaft des Kustosadjunkten Dr. Artur Haberlandt zu stützen, den nach zehnjähriger im Vertragsverhältnisse zugebrachter Dienstleistung dauernd in staatlicher Eigenschaft als wissenschaftlichen Beamten für das Museum im Laufe des Jahres 1918 zu gewinnen den Bemühungen des Präsidiums zu seiner größten Befriedigung gelungen ist.

Die Ergänzung der Sammlungen durch geschenkweise Zuwendung wie durch gelegentliche Ankäufe ließ sich die Direktion nach wie vor auf das eifrigste und mit erfreulichem Erfolg angelegen sein. So kam die weithin bekannte hervorragende dalmatinische Volkskunstkollektion der verstorbenen Schriftstellerin Natalie Bruck-Affenberg durch Ankauf in unseren Besitz, weiters die reichen volkskundlichen Aufsammlungen des Fähnrichs Leopold Forstner aus Albanien, Montenegro und Altserbien, sowie es auch gelang, einen Teil der prächtigen künstlerischen Aufnahmen dieses hervorragenden Künstlers für das Museum zu erwerben. Dem bekannten Kunstfreund Eugen Miller Aicholz verdankt das Museum die munifizente Widmung einer größeren Anzahl ausgewählter volkskünstlerischer Objekte aus den Alpenländern, und hochherzige Widmungen der Herren Präsident J. Mautner und Ernst Pollack ermöglichten die Erwerbung weiterer hervorragender Arbeiten aus Salzburg und Tirol, auf deren Besitz der größte Wert gelegt werden mußte. Frau Marianne Landsberger hat in edelsinnigster Weise einen prächtigen Tiroler Schrank des 17. Jahrhunderts als Leihgabe zur Ausstellung überlassen. Die Herren Stefan und Konrad Mautner, Herr und Frau Dr. Paul Wittgenstein, Hauptmann Alfred Walcher, Frl. M. Freund, Frau Henriette Feilchenfeld, Leutnant d. R. E. Klier, Franz Revertera, Schloßverwalter Hans Müller in Moosham, Prof. Michael Powolny, die Kunsthändler A. Moch und Friedrich Kratschmann bereicherten unsere Sammlung durch weitere sehr erwünschte Gaben.

Im Jänner 1918 veranstaltete die Direktion mit Unterstützung verschiedener militärischer Stellen, insbesondere der Orientabteilung des Kriegsministeriums und des derselben zugeteilten Rittmeisters Dr. R. Kühnelt im großen Festsaal der Universität eine umfassende Ausstellung zur Volkskunde der besetzten Balkangebiete, welche das regste Interesse einer großen Besucherzahl erweckte. Zahlreiche mit Vorträgen der Herren Dr. Artur Haberlandt, Rittmeister Dr. Kühnelt und L. Forstner verbundene Führungen wissenschaftlicher, gewerblicher und merkantiler Vereinigungen, sowie verschiedener Schulen sorgten für die entsprechende Erschließung und Nutzbarmachung der gelungenen Veranstaltung, die als eine Art Vorschau der in unserem Museum sich vorbereitenden Balkanabteilung gelten durfte. Als die wichtigste und bedeutungsvollste Frucht des der Balkanvolkskunde zugewendeten umfassenden und nachhaltigen Interesses unseres Museums darf die soeben zum Abschluß gebrachte große Publikation des Kustosadjunkten Dr. Arthur Haberlandt über die „Volkskunst der Balkanländer“ gelten, welche auf Grund der Museumssammlungen ein reiches und prächtiges Abbildungsmaterial auf 30 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln und als Textillustrationen beibringt und zum erstenmal die gesamte Volkskunst der Balkangebiete einer wissenschaftlichen Durcharbeitung unterzieht. Das Werk wird voraussichtlich im ersten Halbjahr 1919 erscheinen können.

Von der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ ist im Berichtsjahre der 24. Band mit bemerkenswerten Beiträgen von Eugenie

Goldstern, Dr. Edmund Schnegeuß, Ing. E. Neweklowsky, u. a. m. erschienen; die mit Unterstützung des Ministerium für Kultus und Unterricht herausgegebene Sammlung „Polnische Volksmärchen“ in deutscher Übertragung und mit Einleitung von Dr. J. Piprek ist ebenfalls fertiggestellt worden und wird demnächst als XIII. Ergänzungsband zur Zeitschrift ausgegeben werden.

Um allen diesen wertvollen, die weiteste Verbreitung verdienenden wissenschaftlichen Veröffentlichungen einen größeren Abnehmerkreis zu sichern, ist zufolge Beschlusses des Vereinsausschusses der Verlag der Zeitschrift für österreichische Volkskunde nebst Ergänzungsbänden, sowie des Museumsorgans „Werke der Volkskunst“ mit 1. Juli 1918 auf das bekannte große Verlagshaus F. Tempsky in Wien (Prag und Leipzig) übertragen worden. Die genannte Firma wird auch den Kommissionsverlag sämtlicher früher erschienenen Jahrgänge und Ergänzungshefte der Zeitschrift sowie des Museumsorgans besorgen. Die Vereinheitlichung der Herausgabe unserer Schriftwerke wird sicher von den besten Erfolgen in verlagstechnischer wie in finanzieller Hinsicht begleitet sein.

In der Zusammensetzung der Vereinsleitung ergaben sich im Berichtsjahre einerseits durch das beklagenswerte Hinscheiden der Ausschußräte Robert Eder und Dr. Rudolf Trebitsch sowie durch die Zuwahl der Herren Richard Drasche und Rittmeister Dr. Richard Kühnelt bemerkenswerte Veränderungen. Wir bewahren den Ersteren, die stets warme Freunde und eifrige Mitarbeiter unseres Unternehmens gewesen sind, das dankbarste Andenken und gewärtigen von dem Zutritt der neugewählten Ausschußräte wirksame und erfolgreiche Unterstützung. Das gesamte Arbeitspersonale des Vereins und Museums ist den hohen, an ihre Arbeitskraft und ihren aufopfernden Eifer gestellten Anforderungen unermüdlich nachgekommen und der Direktor fühlt sich verpflichtet, hierfür in erster Reihe Herrn Kustosadjunkten Dr. Artur Haberlandt, weiters der eifrigen Sekretärin Frau M. Ratkovits, Fräulein Olga Führer und Ida Schuster, dem umfassend tätigen und tüchtigen Hauswart und Werkführer Franz Wellan, sowie der seit der Übersiedlung der Sammlungen tätigen und in jeder Art bewährten Hilfskraft Engelbert Jünger den wärmsten Dank auszusprechen. Nicht unerwähnt darf auch die nicht gering anzuschlagende Mitarbeiterschaft zahlreicher braver militärischer Hilfskräfte bleiben, welche für die baulichen Renovierungsarbeiten sowohl wie für die Inneneinrichtung der Schauräume zukommandiert waren und alle Arbeiten zufriedenstellend und in voller Redlichkeit durchgeführt haben. Der vielseitigen anstrengenden Mühewaltung dieser einfachen Männer aus dem Volke, welche unserem Volksmuseum gern gedient haben, sei auch in Hinkunft nicht vergessen, wenn das vollendete große Werk die Bevölkerung ahnen lassen wird, was es hier zu schaffen gegeben hat.

Das Jahr 1919 wird uns in ernster, aber stolzbefriedigender und Zuversicht weckender Rückschau die Feier des 25jährigen Bestandes unserer Gesellschaft bringen. Sie wird sicher am würdigsten mit der Eröffnung des völlig neu gestalteten Museums für Volkskunde begangen werden, in welchem die zähe, unermüdliche und begeisterte Arbeit eines Vierteljahrhunderts — das Lebenswerk seines Begründers, S höpfers und Leiters Prof. Dr. M. Haberlandt — zum weithin sichtbaren, dauernden Ausdruck gelangt ist. Mögen dann weiteste Kreise der Bevölkerung erkennen, welche ein Bollwerk treuen und liebevollen Heimatsinnes hier aufgerichtet ist, dazu geschaffen und berufen, die edelsten Güter unseres Volkstums zu bewahren und für alle Zukunft fruchtbar zu machen.

Rechnungsabschluß des Museums für österreichische Volkskunde

Einnahmen.

für das Jahr 1918.

Ausgaben.

	Kronen	Heller	Kronen	Heller
Kassastand des Hausfonds am 31. XII. 1918 nebst K 5.000 5 1/2 % Kriegsanleihe zum Ankaufspreis von K 4869.76	119.631	92		
I. Subventionen	46.900	—		
1. Unterrichtsministerium für die Jahre 1916—1918 K 9.500—				
2. Unterrichtsministerium für das Jahr 1918/19 „ 5.000—				
3. Subvention des Unterrichts- ministeriums für Ankaufe „ 500—				
4.) Unterrichtsministerium f. Publi- kationszwecke „ 3.000—				
5.) Ministerium für öffentl. Arbeiten „ 1.200—				
6. Handelsministerium „ 4.000—				
7. Handels- und Gewerbekammer „ 2.000—				
8. Gemeinde Wien für Gebäude- renovierung „ 20.000—				
	K 46.900—			
II. Zinsen	3.908	91		
III. Erlös für verkaufte Tauschobjekte	5.735	05		
IV. Spenden:				
a) Stifter	150.000	—		
b) Gründer	1.000	—		
c) Förderer	3.250	—		
d) Diverse Spenden	1.423	40		
	331.849	28		
1. Gehalte und Arbeitslöhne			45.899	18
2. Diverse Werkzeuge, Aufstellungsmaterial			5.026	81
3. Fahrspesen			285	06
4. a) Postverzeichnisse			669	41
b) Frachten			463	69
5. Anschaffungen der Kanzlei und Drucksorten			1.409	98
6. Mietzins			10.000	—
7. Maurerarbeiten			30.958	78
8. Telephonebüchsen und Telephoneinstallationen			722	50
9. Installationsarbeiten am Hause			391	40
10. Reinigungsarbeiten			1.056	—
11. Neuanschaffungen für die innere Einrichtung			22.737	80
12. a) Museumsammlungen			34.308	10
b) Bibliothek			1.654	35
13. Renovierung der Sammlungen			1.319	50
14. Beheizung und Kohlenvorräte			5.302	27
15. Beleuchtung			410	31
16. Kosten der Balkanausstellung			1.272	70
			163.887	64
			Saldovortrag 1919	167.961 64
			331.849	28

J. Thirring
Kassier.

Wien, 2. Jänner 1919.

Prof. Dr. M. Haberlandt
Museumsdirektor.

Geprüft und in Ordnung befunden:

Oberbaurat **Julius Koch**, Ingenieur **Anton Dachler**,
als Rechnungsprüfer.

Rechnungsabschluss des Vereines für österreichische Volkskunde

Einnahmen.

für das Jahr 1918.

Ausgaben.

	Kronen	Heller		Kronen	Heller
Kassastand zu Ende 1917	460	32			
I. Subvention des Staatsamtes für Unterricht	1500	—			
II. Mitglieder- und Bezugs-Beiträge	2073	—			
III. Erlös der Zeitschrift für österr. Volkskunde	1674	85			
IV. Erlös des Ergänzungsbandes XII	341	39			
V. Zinsen	22	41			
	6071	97			
			I. Zeitschrift für österreichische Volkskunde:		
			a) Druckkosten der Zeitschrift, der Sonder-	3459	68
			abdrucke und des Jahresberichtes	178	39
			b) Klischees		
			c) Honorare für die Redaktion und die Mit-	1243	—
			arbeiter	360	10
			II. Kanzlei-Ausgaben und Drucksorten		
			III. Postgebühren:		
			a) Post-Wertzeichen für die Versendung der	162	86
			Zeitschrift	12	—
			b) Stempel usw.	5416	03
			Saldovortrag 1919	655	94
	6071	97		6071	97

J. Thüring
Kassier.

W i e n, 2. J a n n e r 1919.

Prof. Dr. M. Haberlandt
Generalsekretär.

Geprüft und in Ordnung befunden:..

Oberbaurat **Julius Koeh**, Ingenieur **Anton Dachler**,
als Rechnungsprüfer.

Die Vereinsleitung

im Jahre 1918.

Rudolf Abensberg-Traun

Präsident. (1914.)

Sektionschef a. D. Dr. Artur Breycha (1916), Oskar Hoefft (1897),

Prof. Dr. Eugen Oberhummer (1907, bez. 1914), Vizepräsidenten.

Regierungsrat Prof. Dr. Michael Haberlandt

Generalsekretär. (1894.)

Privatdozent Dr. Artur Haberlandt

Sekretär. (1914.)

Prof. Dr. Karl Spieß

Sekretär. (1914.)

Bürgerschullehrer Julius Thirring

Kassier. (1898.)

Ausschußräte:

a) In Wien:

Ingenieur Anton Daehler. (1903.)

Rittmeister Rich. Drasche. (1917.)

† Robert Eder, Oberkurator a. D., Mödling.
(1905.)

Architekt Hartwig Fischel. (1907.)

Hofrat Rudolf Förster-Streffleur. (1917.)

Fräulein Marie Glaser. (1916.)

Franz Harrach. (1914.)

Redakteur Rudolf Holzer. (1916.)

Chefarzt Dr. Oskar Hovorka. (1907.)

Oberbaurat Julius Koch. (1906.)

Prof. Dr. Paul Kretschmer. (1899.)

Dr. Richard Kühnelt. (1918.)

Präsident J. Mautner.

Generalkonsul Hans Medinger. (1908.)

Karl Rumerskirch. (1914.)

Stadtpfarrer Chorherr J. Schindler. (1894.)

Hofrat Prof. Dr. Josef Strzygowski. (1911.)

† Dr. med. und phil. Rudolf Trebitsch.
(1914.)

Direktor Alfred Walcher-Molthein. (1914.)

Hauptmann Karl Werkmann. (1917.)

b) Außerhalb Wiens:

Dr. med. Richard Heller, Salzburg. (1897.)

Prof. Dr. R. Meringer, Graz. (1897.)

Direktor J. Leisching Brunn. (1914.)

Direktor Dr. Artur Petak, Nikolsburg.
(1899.)

Hofrat Dr. Fr. Wieser-Wiesenhort, Inns
bruck. (1894.)

Prof. Dr. Otto Jauker, Laibach. (1902.)

Direktor J. Šubić, Laibach. (1901.)

Direktor F. Bulić, Spalato. (1901.)

Prof. Dr. A. Guirs, Pola. (1913.)

Notar J. Palliardi, Mähr.-Budwitz. (1894.)

Prof. Dr. L. Niederle, Prag. (1894.)

Prof. Dr. A. Hauffen, Prag. (1894.)

Direktor Dr. E. Braun, Troppau. (1901.)

Direktor Roman Zawilinski, Tarnow.
(1894.)

Museumsvorstand Dr. Viktor Geramb,
Graz. (1917.)

Verzeichnis der Stifter.

Adolf Bachofen Echt sen., Wien.
 Karl Lanckoronski, Wien.
 Anton Dreher, Schwechat.
 † Nikolaus Dumba.
 Amalie Hoefft, Wien.
 † Dr. S. Jenny.
 Fürst Johann von und zu Liechtenstein,
 Wien.
 † Konstantin Prezdziejzki.
 † Johann Presl.
 Paul Schoeller, Wien.
 † Philipp Schoeller, Wien.
 † Jos. Adolf Schwarzenberg, Wien.
 † Dr. med. und phil. Rudolf Trebitsch,
 Wien.
 Österr. Kreditanstalt, Wien.
 Rudolf Abensperg-Traun, Wien.
 Dr. Rudolf Sieghart, Wien.
 Frau Nandine Berchtold.
 Frau Kommerzialrat Jenny Mautner.
 Frau Martha Mautner Markhof.
 Frau Else Pollak-Parnegg.
 Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft.
 Generalrat B. Wetzler.
 Gebrüder Gutmann.
 S. M. Rothschild.
 Hugo Noot.
 Österreichische Sparkassa.
 Wilhelm Beck & Söhne.
 L. Schutzmann.
 Franz Harrach.
 Alois Lemberger.
 Wilhelm Ginzkey.

Großindustrieller K. Chwalla.
 Niederösterr. Handels- und Gewerbe-
 kammer.
 Joh. Scaramanga, Triest.
 Anglo-österreichische Bank.
 Wiener Bankverein.
 Prager Eisenindustrie-Gesellschaft.
 Zentraldirektor Wilhelm Kestranek.
 Wilhelm Ofenheim.
 Österreichische Bodenkreditanstalt.
 Skodawerke, Pilsen.
 Dr. Karl Skoda, Wien.
 Unionbank.
 Allgemeine Depositenbank.
 Präsident J. Mautner.
 Kurt Wittgenstein.
 Moritz Faber.
 Wm. Abeles.
 Dr. Bruno Pollak-Parnau.
 Max Mandl.
 Paul Hellmann.
 Gebr. Böhler & Co.
 Alfred Walcher.
 Österreichischer Lloyd.
 Sektionschef Dr. Artur Breycha.
 Österreichische Alpine Montangesellschaft.
 Richard Drasche.
 Österr. Länderbank.
 Hans Reitzes.
 Kommerzialrat Oskar Trebitsch.
 Kommerzialrat F. Bujatti.
 Frau Marie Friedmann.
 Ernst Pollack.

Gründer.

Österreichisch-ungarische Bank.
 Alexander Thurn und Taxis.
 Generaldirektor Dr. Schick, Steyr.
 Niederösterreichische Eskomptegesell-
 schaft.
 A. E. G.-Union Elektrizitätsgesellschaft.
 Friedrich Wagenmann.
 Direktor Alexander Weiner.
 Moritz Doctor.
 Heinrich Klinger.
 M. Bloch-Bauer.
 Kommerzialrat Alfred Schmidt.
 A. Satori.

Generaldirektor Georg Günther.
 A. Kuffler.
 Robert Schlumberger-Goldeck.
 S. Eisenberger.
 Ed. Medinger.
 Josef Seyfried.
 Erste Österreichische Allgemeine Unfall-
 Versicherungs-Gesellschaft.
 Theodor Liebig.
 Ernst Mautner.
 Eveline Wahl.
 Alois Moch.
 Bernhard Ludwig.

Philipp Haas & Söhne.
A. Gerngroß A.-G.
Kommerzialrat Alexander Zirner.
Gebrüder Thonet.

Siegmund Jaray.
Albert Pollak, Salzburg.
Wiener Werkstätte.

Fördernde Mitglieder.

Bankhaus S. M. Rothschild, Wien.
Erste österreichische Sparkasse, Wien.
Schenker & Co., Wien.
Karl Rudolf Taborsky.
Frau Generalkonsul Emmy Medinger.
Dr. J. Cavallari, Triest.
Präsident Max Brunner, Triest.
Valerie Weiß-Olak.
Demeter Economo, Triest.
Wilhelm Neuman.
† Salo Cohn.
Aktiengesellschaft für Mineralöl-Industrie
vorm. D. Fanto & Co.
Siegmond Kaufmann.
Viktor Kahler.
Präsident Dr. Wilhelm Exner.
Heinrich Doblhoff.
„Mercur“, Wechselstube.
Verkehrsbank.
Hanns Sobotka.
Fritz Redlich, Göding.
Priv. Nachoder mechanische Weber, i und
Appretur Eduard Doktor.

„Cosmanos“, Vereinigte Textil- und Druck-
fabriken.
Hofrat Dr. Ludwig Schüler.
Béla Hatvany.
† Justine Wittgenstein-Hochstetter.
G. R. Paalen.
Dr. Hermann Eißler.
Kommerzialrat Josef Honig.
Generalkonsul I. G. Licht.
Siemens-Schuckertwerke.
Karl Kuefstein.
Wiener Börsekammer.
Dr. A. Brunner.
Stephan Mautner.
Direktor Wilhelm Kux.
A. Meins Erben.
Zentralbank der deutschen Sparkassen.
Margarete Trebitsch.
F. Schönthaler & Söhne.
Emilie Jorkasch-Koch.
Jakob & Josef Kohn.
Nikolaus Wassilko.

Ehrenmitglieder.

† Prof. Dr. Richard Andree, München.
† Hofrat Dr. Max Höfler, Tölz.
Hofrat Dr. V. Jagić, Wien.
Fürst Johann von und zu Liechtenstein,
Wien.
Heinrich Lamberg, Steyr.

Leopold Berchtold.
Dr. Max Hussarek, Wien.
Nandine Berchtold, Wien.
Karl Rumerskirch, Wien.
Bürgermeister Dr. Richard Weiskirchner,
Wien.

Korrespondierende Mitglieder.

Karl Adrian, Salzburg. (1913.)
Notar Dr. Eugen Frischauf, Eggenburg.
(1913.)
Prof. Wladimir Hnatiuk, Lemberg. (1913.)
Regierungsrat Dr. Ludwig Hörmann
Innsbruck. (1913.)
Dr. Richard Kralik, Wien. (1913.)
† Regierungsrat Prof. Dr. J. Pommer,
Krems. (1913.)

Direktor Julius Leisching, Brünn. (1913.)
Prof. J. Tvrdý, Wischau. (1913.)
Stadtrat H. A. Schwer, Wien. (1914.)
Prof. Dr. Rudolf Meringer, Graz. (1914.)
Prof. Dr. Matthias Murko, Leipzig. (1914.)
Prof. Dr. Adolf Hauffen, Prag. (1914.)
Dr. Franz Nopcsa, Wien. (1914.)
Regierungsrat Erich Kolbenheyer. (1914.)

Korrespondenten des Museums für österr. Volkskunde.

Franz Andreß, Lehrer, Dobrzan bei Pilsen.	Wilhelm Tschinkel, Gottschee.
Josef Blau, Oberlehrer in Freihöls.	Magdalena Wankel, Brünn.
Dr. Ignaz Buxbaum, Wischau.	† Alois Menghin, Bürgerschuldirektor, Meran.
Oberlehrer Heinrich Moser, Wien.	Prof. Vid Vuletić-Vukasović, Ragusa.
Hugo Preen, Gutsbesitzer, Osternberg.	Prof. Eduard Domlivil, Walach.-Mese-ritsch.
Stephanie Rubido-Zichy, Abbazia.	
Leo Rzeszowski, Fachlehrer, Podgórze.	

Auszug aus den geänderten¹⁾ Statuten

und

Beitrittsbedingungen.

§ 1. Der Verein führt den Namen „Verein für Volkskunde“ und hat seinen Sitz in Wien.

§ 3. Der Vereinszweck, bestehend in der wissenschaftlichen Pflege der Volkskunde, mit besonderer Berücksichtigung Deutschösterreichs, soll erreicht werden durch:

- a) Erhaltung und Ausgestaltung des Museums für Volkskunde in Wien;
- b) Herausgabe einer Zeitschrift und erforderlichenfalls von Monographien;
- c) öffentliche Veranstaltungen;
- d) Vorträge.

§ 6. Der Verein zählt stiftende, gründende, fördernde und ordentliche Mitglieder. Stiftende Mitglieder werden jene Persönlichkeiten oder Korporationen, welche einen Stiftungsbeitrag von mindestens 1000 K erlegen. Gründende Mitglieder haben einen Mindestbeitrag von 500 K zu erlegen. Fördernde Mitglieder sind diejenigen, welche einen Jahresbeitrag von 100 K leisten. Ordentliches Mitglied kann jeder werden, der sich verpflichtet, die Vereinszwecke zu fördern und den Jahresbeitrag zu leisten.

§ 11. Die ordentlichen Mitglieder sind verpflichtet, einen Jahresbeitrag von fünf (bisher zwei) Kronen zu entrichten.

Nach Eröffnung des Museums für Volkskunde (VIII., Laudongasse 17) werden die Mitglieder noch zu verlautbarende Begünstigungen beim Eintritt sowie bei der Benutzung der Sammlungen und der Bibliothek genießen. Der Bezugspreis für die Zeitschrift für Volkskunde wird jeweils von der Vereinsleitung festgestellt werden.

¹⁾ Genehmigt von der Jahresversammlung am 11. März d. J. sowie von der n.-ö. Landesregierung.

I. Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

Vor- und frühgeschichtliche Überlieferungen im Volksbesitz der Gegenwart.

Von Dr. A. Haberlandt, Wien.

(Mit 29 Abbildungen.)

Alttertümliche Herdsteine aus Kastell Tessino, Südtirol.

Das Wiener Museum für Volkskunde verwahrt 4 Herdgeräte aus Kastell Tessino in Südtirol, die wegen der Altartigkeit ihrer Formgebung besonders vermerkt zu werden verdienen. Es sind dies zwei einzelne und ein Paar »Wichelsteine«, wie wir diese Gruppe nach dem Vorgang O. Lauffers wohl am besten nennen.¹⁾

Drei davon sind als steinerne Auflagen von zirka 56 cm Länge geformt mit Kopffendigung an der Stirnseite. Die Auskunft des Verkäufers, daß es sich um Herdgeräte handle, wird durch die Brandspuren und Schwärzung der Auflagen bekräftigt. Die Verwendung der Steine erfolgte offenbar paarweise in der Art, daß sie beiderseits nach vorne zu vorspringend die Feuerstelle des Kamins einrahmten. Solche Herdsteine mit Kopffendigung sind in Italien aus dem Mittelalter in der Tat belegbar. G. Bancalari²⁾ erwähnt, daß bei dem berühmten Kamine des 14. Jahrhunderts im Florentiner Nationalmuseum ein Herdstein liegt, »ein Prisma, welches auf der einen Seite in einen stilisierten Löwenkopf endet«. Stil und Formgebung weisen auch unsere hier besprochenen Stücke etwa in diese Zeit. Der Rücken der bankartigen Auflagen ist bei dem »Paar« (vergl. Abb. 11, 1) halbrund geformt, beim dritten Stück (Abb. 11, 3) ist dieser Teil abgebrochen, war aber zweifelsohne ähnlich geartet, die Köpfe sind am Scheitel gleichfalls als Auflageflächen abgeplattet und mit lotrechter Bohrung versehen, die auf eine wagrechte Durchführung stößt, welche wir als Bratspießlager zu deuten haben. Die Köpfe sind sehr hartkantig umrissen, die Schnauze springt spitzkonisch vor und zeigt vorne zwei runde Nasenlöcher, die Augen sind einfach rund, die Ohren als Hängeohren gebildet, die Meißelfurche des Maules ist durch halbkugelige Bohrlöcher belebt.

Der vierte Stein endlich (Abb. 11, 2) stellt eine einfach abgetrepte Bank mit würfelförmiger Stirnseite dar, die eine besonders große Bohröffnung mit Andeutung von Riefen aufweist; möglicher-

¹⁾ Dr. O. Lauffer im Anzeiger des Germanischen National-Museums, Nürnberg 1900, S. 166 ff., 181 ff., 1901 S. 103 ff. — Meine Ausführungen, Erg.-Bd. XII Zeitschr. f. öst. Volksk., S. 70 ff.

²⁾ G. Bancalari, Forschungen und Studien über das Haus. Mitt. d. Anthropol. Ges. XXVI, Wien 1896, S. 95 f.

weise hat sie zum Einstecken von Leuchtfackeln oder dergleichen gedient. An der Stirnseite ist ein Benediktus-Kreuz, an der nach außen gekehrten (!) Rückseite ein fünfspitziger Stern angebracht, dem zweifellos irgendeine emblematische oder symbolische Bedeutung zukommt. Die Zeitstellung dieses Stückes läßt sich kaum sicherstellen, dagegen zeigen die tierköpfigen Formen allem Anschein nach frühgotischen Charakter, was sehr gut mit dem angeführten Nachweis Bancalaris aus Italien stimmen würde. Ist im Kastell Tessino eine derartig alte Überlieferung denkbar? Wir können es getrost bejahen, da gerade hier in Welschtirol, wie überhaupt südlich des Brenner die bäuerliche Bevölkerung durchaus dem Beispiel des Landadels in der Ausgestaltung seiner Bauten gefolgt ist, ja heute geradezu in Ansitzen aus dem 16. und 17. Jahrhundert wohnt. Für Welschtirol kann man ruhig auch Überreste der Überlieferung aus dem 15. und 14. Jahrhundert annehmen.

Was an diesen »Wichelsteinen« aber noch besonders bemerkenswert ist, das ist die namentlich durch die Hängeohren angedeutete Schafs- oder Widderkopfform, die sie unmittelbar mit ihren vorgeschichtlichen Vorläufern, La-Tène-zeitlichen Feuerböcken aus Stein und Ton in Ostfrankreich und der Schweiz, verknüpft.

Es seien diesbezüglich die Volksforscher auf die ausgezeichneten Ausführungen J. Déchelette¹⁾ verwiesen, der in der Widderkopfdarstellung, die er auch an den mitteleuropäischen »Mondidolen« wiederfindet, eine Erinnerung an das herkömmliche Opfertier für die Hausgeister nachgewiesen hat, wie sie in höherer künstlerischer Vollendung an den kranzumwundenen reliefierten Widderköpfen der römischen Altäre sich spiegelt.

Von der Wiedergabe eines auch an den vorgeschichtlichen Köpfen auftretenden Kranzschmuckes ist an den mittelalterlichen Stücken freilich nichts zu sehen. Aber aus dieser Formgebung würde eine durchaus natürliche Erklärung des Namens »Feuerbock« fließen, wie denn auch Déchelette bezüglich des entsprechenden Eisengerätes gewiß mit Recht auf den antiken Kultglauben als Quelle der Namengebung verweist.

Das »Feuerroß« (auch »Feuerhengst« [vergl. R. Meringer²⁾]) würde der uralten Formgebung der aufstrebenden Bügel des Gerätes als Pferdeprotomen entsprechen, während der mit dem »Feuerhund« im Französischen gleichlautende Name *chênet* aus »*chiennet*« (Déchelette a. a. O. S. 1407) nach Déchelette den den »*lares praestites*« als Hüter des Herdes beigegebenen Hund in uralter Erinnerung bewahrt. Die Vielfältigkeit der Namengebung ist damit gewiß mit

¹⁾ J. Déchelette, Manuel d'archéologie Préhistorique Bd. II, Teil III: Second âge du Fer, S. 1399 ff., mit mehreren Literaturangaben u. Abb. 624—628.

²⁾ R. Meringer, Mitt. d. Anthropol. Ges., Wien, Bd. XXI, 1891, S. 135 u. Forts.

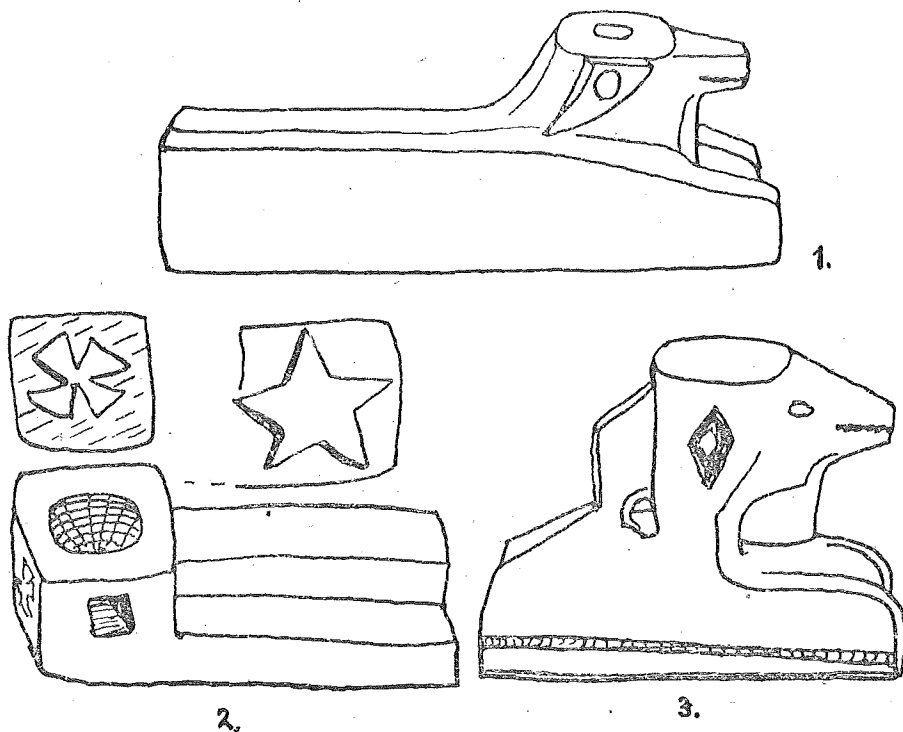


Abb. 11. Altertümliche Herdsteine aus Kastell Tessino.

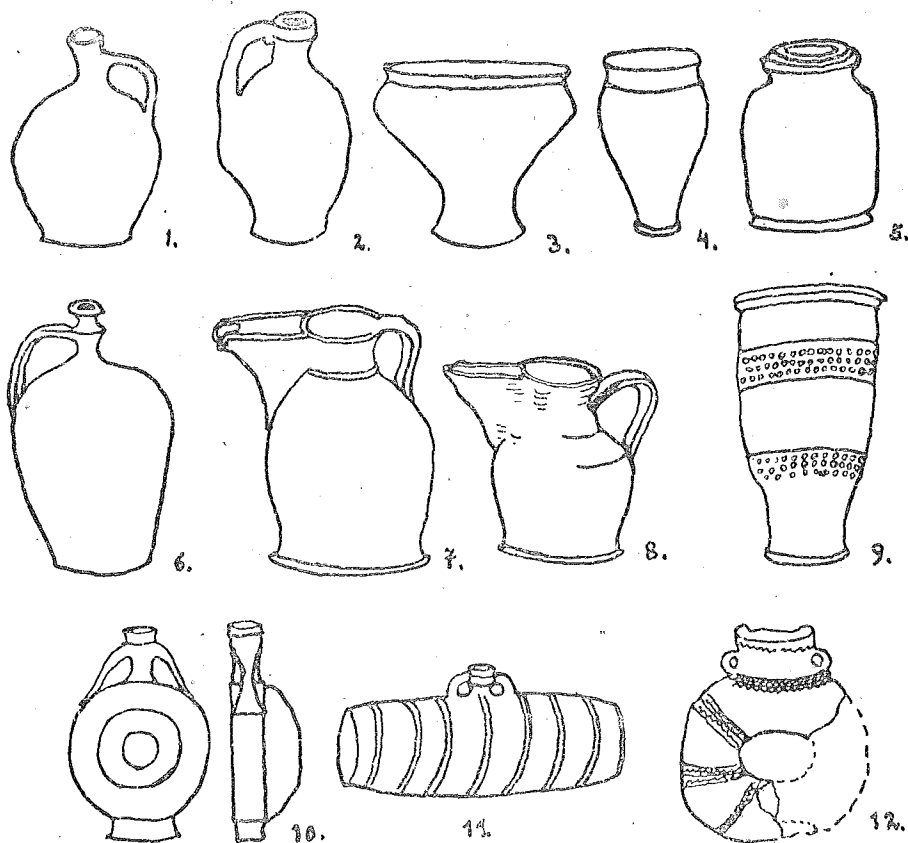


Abb. 12. Alte Gefäßformen in der bäuerlichen Töpferei.

richtigem Verständnis der Vielseitigkeit der Anknüpfungsmöglichkeiten gegenübergestellt, und es erklärt sich vielleicht so auch die Bevorzugung dieser Tiere bei der Namengebung vor anderen, während wir etwa an den Verbreitungsrändern dieser Geräte, in Krain und Ungarn, Namen wie »Hase«, »Bär«, »Katze« u. s. w. für sie vorfinden.¹⁾

Alte Gefäßformen in der bäuerlichen Töpferei.

Über mittelalterliche Keramik und die Anfänge des Töpferhandwerkes in unseren Ländern nach den urkundlichen Zeugnissen hat O. Menghin kürzlich in einem Beitrag zum Führer durch das Niederösterreichische Landesmuseum in Wien 1918 gehandelt, der um so lesenswerter für den Volksforscher ist, als er das besprochene Arbeitsgebiet in sehr erwünschter Weise kulturgeschichtlich vertieft (a. a. O. S. 153 ff.).

O. Menghin betont vor allem, daß im Zeitalter und Machtgebiet der Merowinger und Karolinger die Hafnerei offenbar nur als Hausgewerbe betrieben worden ist. Die karolingische Tonware sieht ja auch dementsprechend aus und bedeutet sicher einen Tiefstand der Töpferkunst.²⁾ Die ersten sicheren Spuren eines selbständigen Töpfergewerbes begegnen überall erst im 12. und 13. Jahrhundert, wo dann eine ganze Reihe von Orten hiefür urkundlich nachzuweisen oder aus ihren Namen als Hafnerorte zu erschließen sind. Menghin weist des weiteren besonders auf die Schwarzhafnerei hin, als einer altertümlichen Technik, die im ländlichen Bereich bis in die Gegenwart fortgelebt hat; die Erfindung der Paste schreibt er etwa dem 13. Jahrhundert zu, worüber noch zu handeln sein wird.

Hier ist der Punkt, wo die bisher arg vernachlässigte Sachforschung zur Geschichte der altertümlichen Formen in der ländlichen Töpferei einzusetzen hätte. Als wesentliche Stütze und Unterlage hiefür tritt den Ausführungen Menghins dabei eine seinerzeitige Arbeit von A. Walcher-Molthein über Mittelalterliche Keramik zur Seite³⁾, aus der sich grundsätzlich eine vollkommen gleichlaufende organische Höherbildung der geschichtlichen Gefäßformen gegenüber den vorgeschichtlichen ergibt, wie sie für die angeführte Entwicklung vom Hauswerk zum Handwerk statthat.

A. Walcher sagt hierüber: »Aus den La-Tène-Arbeiten entwickelten sich die merowingisch-fränkischen Gefäße und in weiterer Folge jene des späten Mittelalters« (a. a. O. S. 90), und weiters: »Ganz deutlich ist für die fränkische und spätmittelalterliche Zeit das Weiterleben der Gefäßformen aus der jüngeren La-Tène-Periode erkennbar.«

¹⁾ S. Trojanović, Altertümliche Speisen und Gebräuche der Serben, Srpski Etnografski Sbornik, Belgrad, Bd. II, S. 14 ff. (Serb.) — S. Bálky, Anzeiger d. ethnogr. Abteilung d. ungar. National-Museums VIII, Jahrgang 1909 (deutsch) S. 94, 97.

²⁾ O. Menghin a. a. O. S. 155.

³⁾ A. v. Walcher-Molthein in „Kunst und Kunsthandwerk“, XIII, Wien 1910, S. 73 ff., 385 ff.

Hiefür führt Walcher eine Reihe von Gefäßbildungen an, die ich im Folgenden noch um einige Typen vervollständigen zu können glaube.

A. Walcher nennt als solche »vorgeschichtliche« Formen nach La-Tène-zeitlichen Überlieferungen:

1. Henkellose Wasserkrüge, wie sie die Trägerfiguren an den Erztaufen Norddeutschlands in Händen halten (a. a. O. Abb. 17 bis 22).

2. Urnen verschiedener Art und Größe in West- und Süddeutschland und, wie wir hinzufügen können, auch in Ungarn und Mähren¹⁾. Sie besitzen im allgemeinen breite Standfläche, abgekanteten, später auch eingebörtelten Mundsäum und sind mit umlaufenden Riefen, Wulstbändern, in letzteren Gebieten besonders auch mit Wellenbändern verziert. (Hampel, a. a. O. I.) »Altslawisches« ist darin nicht zu finden, das Muster kommt auch anderwärts vor; es ist aber sehr bemerkenswert, daß diese Formen mit Rädchenstichbändern und häufig einer Speichenradmarke auf der Bodenfläche wie in alter Zeit bis heute in Nordbosnien fort dauern.²⁾ »Die Urne wurde durch Anbringung eines Henkels zum Topf«, wie Walcher a. a. O. S. 292 weiter ausführt, das heißt damit erst eigentlich von der vorgeschichtlichen zur geschichtlichen Form. Es ist das, beiläufig bemerkt, derselbe Weg der Ausgestaltung, auf dem die rohe Gefäßbilderei Chinas zu den künstlerisch vervollkommeneten geschichtlichen Bronzegefäßen fortgeschritten ist.

3. Römische Überlieferung sieht Walcher ferner gewiß mit Recht in den »Gesichtsurnen«, von denen das Museum Vindobonense ein frühmittelalterliches Stück verwahrt, während sie als Opfergefäße in Oberösterreich bis heute fortleben (a. a. O. Abb. 34).

4. Ich möchte unbedenklich auch in den Brünner Werkstätten zugeschriebenen »Janusbechern« die gleichen Überlieferungen sehen, wenn wir nicht hier tatsächlich einen altslawischen Vorstellungsinhalt dahinter vermuten sollen (a. a. O. Abb. 14 und 15).

Dazu tritt noch die stellenweise vorkommende Fältelung der Laibung an solchen Bechern, wie sie nach Walcher für die sogenannte »terra nigra« der Gräberfelder in der mittleren römischen Kaiserzeit, dann in der Antoninenepoche bis zum Schlusse der Römerherrschaft bereits bekannt war (a. a. O. S. 86, Abb. 13).

Die »terra nigra« lenkt von selbst zur Frage des Materials über, als das bis auf die Gegenwart Eisenton, beziehungsweise mit Graphit vermengter und geschwärzter Ton erscheint.

Menghin setzt die Erfindung der Paste ins 13. Jahrhundert; demgegenüber sei auf eine von A. Walcher angeführte, sicher dem

¹⁾ J. Hampel, *Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn*. 3 Bde. Braunschweig 1905. Atlasband passim, und Bd. I, Fig. 313—321.

²⁾ *Museumsmaterial im Wiener Museum für Volkskunde.*

11. Jahrhundert entstammende Urne aus Graphitton aus Blansko im mährischen Landesmuseum verwiesen (Abb. 24 bei Walcher S. 89, 92f.), und ich möchte bezüglich dieser örtlich sehr wandelbaren Paste überhaupt an einen stetigen Übergang aus vorgeschichtlicher in geschichtliche Hantierung denken, bei der vielleicht auch die »terra nigra« eine Rolle gespielt hat.

Bleiben wir zunächst noch bei »vorgeschichtlichen« Formen, so zähle ich hieher zunächst die

5. Sturzbecher des 14. und 15. Jahrhunderts im österreichischen Ländergebiet. Ihre formelle Entsprechung haben sie in den schlanken Spät-La-Tène-Urnen, die von Frankreich über die Schweiz (Gräberfeld von Giubiasco) bis in unser Gebiet bezeugt sind.¹⁾ (Abb. 12, 3, 4).

Daß die Becher im Mittelalter Stücke altüberkommenen Brauches gewesen sein müssen, läßt sich vor allem daraus erschließen, daß sie nach A. Rzehak als Bauopfer in Verwendung kamen, wofür man gewiß nur Überlieferungsgetreues gehandhabt hat. (Vergl. Walcher S. 87.)

6. Vollends stehen die Loschitzer Becherform und ihr verwandte Typen in Raeren, Brünn u. s. w. den Spät-La-Tène-»Urnen« so nahe, daß hier die Zusammenhänge nach der formellen Seite hin kaum enger gedacht werden können. (Abb. 12, 4, 2.)

7. Vom römischen Einschlag in der Töpferei war schon früher die Rede; als eines bis Galizien und Südosteuropa verbreiteten Typus aus Römerzeiten wäre der konischen Gefäßdeckel mit mittlerem Griffknopf zu gedenken, die aus römischen Gräberfeldern von der Wies in Mittelsteiermark so gut wie in massenhaften mittelalterlichen und späteren Bodenfunden aus den Weinbergen unserer Heimat belegbar sind.²⁾

8. Eine zweifelsohne der antiken Töpferkunst verdankte, nur ins Derbere vergrößerte Form ist der »Plutzer«, ein Typus, der heute unter dem Namen »banka« fast ausschließlich über das slawische Gebiet ostwärts bis Kleinrußland verbreitet ist. (Abb. 12, 1, 6) (Vergl. auch Murko a. a. O. S. 30.) Es ist darin nichts anderes als eine griechische Kanne mit verstärktem Halse zu erblicken. J. Hampel führt auf pannonischem Boden hiefür drei frühmittelalterliche Belegstücke an, die er wegen ihrer Glasur alle auf eine Erzeugungsstätte in Aquileja zurückführen möchte. (Abb. 12, 2; vergl. auch Hampel

¹⁾ J. Déchelette, a. a. O. S. 1462, 1486, 1479, Fig. 659, 676, 680. Museumsmaterial im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich; im Bregenzer Museum u. s. w. Vergl. auch die schon seinerzeit ausgesprochene Ansicht von A. Rzehak, Keramische Studien u. s. w. „Annales“ des Franzensmuseums in Brünn. Bd. II, 1897.

²⁾ V. Radimsky und J. Szombathy, Urgeschichtliche Forschungen in der Umgebung von Wies. Mitt. d. Anthrop. Ges., Wien, XVIII, 1888, Taf. I u. II, und Museumsmaterial im Mus. f. Volksk.

Fig. 287—299.) Die ausgesprochene »Volkstümlichkeit« dieser Form bei den Westslawen im allgemeinen rechtfertigt diese Auffassung in keiner Weise; er ist ursprünglich wohl ein provinziell oströmischer Typus gewesen, der im Mittelalter auch auf süddeutschem Boden verbreitet war.¹⁾ Insofern hat Hampel gewiß recht, wenn er sagt: »Einzelne antike Typen halten während der ganzen Periode an und greifen bis ins hohe Mittelalter hinein« (a. a. O. I, 140).

9. Dazu gehört vor allem die Form der mindestens einseitig flachgedrückten Feldflasche (»Pilgerflasche«), von der Hampel mit Bezug auf ein Belegstück aus Horgos (a. a. O. Fig. 338) sagt: »Die Form der Flasche ist keine Neuverfindung der Epoche (i. e. des frühen Mittelalters), wir kennen sie auch aus antiker Zeit, von der jedoch das Exemplar durch mehrere Jahrhunderte getrennt ist. Gewiß wird es Zwischenglieder gegeben haben, so wie von der Horgoser Flasche (unbekannte) Zwischenglieder bis zur heutigen ähnlichen Feldflasche (ung. Csuttura) der Hirten im Tieflande herabführen« (a. a. O. I, 149, Fig. 299, 338).

In der Tat ist die Form auch in Gestalt hölzerner gedrehter, in verschiedener Form ausgebauchter Feldflaschen auf dem Reihengräberfeld von Oberflacht (Württemberg) aus dem 6. bis 8. Jahrhundert bezeugt, und so ist es wahrscheinlich, daß diese Flaschen ebensogut römischen Kriegerscharen zur Labung dienten, wie sie in unserem Feldheer um 1800 hierfür »normiert« war.²⁾ (Abb. 12, 10, 11.) Es hat sich diese Form vor allem in den südlichen Gebieten Europas, auf der Balkanhalbinsel (in Ton) und in der volkstümlichen Majolikaerzeugung in Istrien u. s. w. erhalten. Hier sind die Flaschen in der gleichen Art rückseitig abgeflacht, um besser am Körper anzuliegen, wie die alten Reihengräberfunde.

10. Ähnliche Formbeziehungen zwischen Ton und Holz bestehen bezüglich liegender Fäßchen mit einem rücklings aufragenden engen Hals. Sie kommen nebeneinander heute als Erzeugnisse der Töpferei und der Drechslerei im tonreichen Oberösterreich und im holzreichen Tirol vor und haben tönernerne Vorfahren im frühmittelalterlichen Ungarn und gedrehte und wie heute mit zwei Ösen am Hals versehene in Oberflacht (w. o.), wobei die Technik des Drehens hier zweifelsohne wieder auf römische Überlieferung hinweist.³⁾ (Abb. 12, 11.)

¹⁾ M. Murko in »Wörter und Sachen«, V, Heidelberg 1913, S. 29 ff. mit zahlreichen Abbildungen. — Hampel, a. a. O. I, 134. — Walcher, a. a. O. S. 398, Abb. 64, 65, ist anderer Meinung S. 393.

²⁾ Die Alemannengräber von Oberflacht: Jahreshefte des Württembergischen Altertumsvereines, 1846, Heft III, Taf. IX, Fig. 9, 10, 25, 26; Taf. X, Fig. 22, 23. — Museumsmaterial im Heeresmuseum und im Mus. f. Volksk. in Wien.

³⁾ Oberflacht, a. a. O. Taf. XI, Fig. 18. — Römisches Gefäß im ungar. National-Museum, Budapest. — Neuzeitliches Material im Volkskundemuseum in Wien.

11. Sehr alt auf ungarischem Boden ist die heute noch dort stark verbreitete Ringflasche; ich möchte darauf verweisen, daß dieser Typus in der Bronzezeit durch zwei Bruchstücke einzig und allein in Südungarn vertreten ist. Sie überdauert mit einigen Ansatzbildungen (Griff, Stehfuß, Gußschnabel und dergleichen) auch in den Stilformen des ehemaligen türkischen Reiches und ist auch unter den frühen süddeutschen Fayencen, der Habaner Keramik u. s. w. seit dem 16. Jahrhundert vertreten.¹⁾ (Abb. 12, 12.)

12.—13. Gefäßformen nicht sicherzustellenden Ursprungs sind vorläufig große Töpfe mit quer über der Mündung gewölbtem Traghenkel; ähnlich wie die Doppeltöpfe, die schon in grauer vorgeschichtlicher Zeit hier auftreten, haben sie sich vorwiegend in Osteuropa, in Mitteleuropa vorzugsweise auf altem Slawenboden erhalten.²⁾

14. Eine südländische, auf den Umkreis Oberitaliens beschränkte Form ist die der Südtiroler Weinkrüge aus Eppan im Weinlande bei Bozen mit besonders breitem und langem Ausgußschnabel. Sie ist in der gleichen Art schon für die frühesten Fayenceerzeugnisse auf italischem Boden aus dem 15. Jahrhundert bezeugt, und ich möchte diesen durch alle Zeiten zäh festgehaltenen Typus unbedenklich den etruskischen Bronze- und Tonkrügen der Certosastufe und der folgenden Zeiten anreihen.³⁾ (Abb. 12, 7, 8.)

15. Nicht anders sind gewisse zylindrisch aufgedrehte Formen von »Apothekergefäßen«, darunter die mit schmalem Fußsaum und die einfachen glatten Töpfe mit umgeschlagenem Mundsaum in Spanien in der einheimischen Töpferei schon in der La-Tène- und römischen Zeit belegbar und brauchen also durchaus nicht erst aus zweiter Hand von der orientalischen Albarelloform abgeleitet zu sein.⁴⁾ (Abb. 12, 5.)

Im übrigen steigern sich gegen den Südosten des Erdteiles zu fortschreitend Erhaltung und Ausgestaltung klassisch-antiker Formen bis zu einem Grade, daß wir hier in Apulien wie an der adriatisch-illyrischen Gegenküste oder in Ägypten geradezu von einem Fortleben der antiken Technik sprechen müssen, gerade so wie im Nordosten, in Ostgalizien etwa, die Schwarzhafnerei ein dorfweise geübtes Hausgewerbe ist, das den Orten vielfach ihren Namen gibt, und darin

¹⁾ M. Hoernes, Urgeschichte d. bild. Kunst in Europa, II. Auflage, Wien 1916, S. 275, Fig. 6, 7. — W. Stengl, Mitt. aus d. Germ. National-Museum, Nürnberg 1911, Abb. 46 ff. — Museumsmaterial im Mus. f. Volkskunde u. Samml. E. Frischau in Eggenburg.

²⁾ Neuzeitliches Material im Museum f. Volksk., Wien.

³⁾ M. Hoernes, Die Formenentwicklung d. Präh. Tongefäße u. d. Beziehungen der Keramik zur Arbeit in anderen Stoffen. Jahrbuch für Altertumskunde, V, Wien 1911, S. 14. — Die Majolika-Sammlung A. v. Beckerath. Auktionskatalog bei R. Lepke, Nr. 1691, Abb. 1. — Déchelette, a. a. O. S. 1430, Fig. 640. — Museumsmaterial im Mus. f. Volksk.

⁴⁾ Déchelette, a. a. O. S. 1496, Fig. 684.

wie in der einfachen Zierweise der Erzeugnisse, Krüge, Urnentöpfe, Doppeltöpfe, Schüsseln, Schalen u. s. w., auf einer Stufe stehen geblieben ist, die dem eingangs charakterisierten Stande der frühmittelalterlichen Keramik in Mitteleuropa entsprechen mag.¹⁾

Man vergleiche hiezu die Ausführungen, die A. Rzehak schon seinerzeit (Globus, Bd. 74, 1898, S. 98 und Bd. 81, 1902, S. 175 ff.) diesem Gegenstand gewidmet hat, wobei er sich besonders auf die großen Vorratsgefäße »pithoi« sowie die Weinamphoren im mittelländischen Kulturgebiet bezieht, eine Parallele, die ich aus eigener Erfahrung aus Kreta und Tunis bestätigen kann und vollends auch in der Töpferei des adriatisch-illyrischen Küstengebietes ganz ausgebreitet wiedergefunden habe. (Meine Beiträge S. 98 ff.) Rzehak bezieht sich auch (Bd. 81 a. a. O.) auf russische Gefäßformen, die bis zum heutigen Tag den Urnentypus bewahren.

Wir finden in all dem die Tatsache abgespiegelt, die zu den wichtigsten Erfahrungen der vergleichenden europäischen Volkskunde zählt, daß nämlich, von Mitteleuropa nach Nord- und Südosten fortschreitend, der Volksbesitz mehr und mehr auf jenen vor- und frühgeschichtlichen Zuständen und Errungenschaften verharret, über welche die Völker Westeuropas ihre geschichtliche Kulturentwicklung längst haben hinauswachsen lassen. Die vorgeführten Erscheinungen sind ein wichtiger Beleg zum angeführten Grundsatz. Um so wertvoller ist uns jede geschichtliche Vertiefung, die unsere Wissenschaft in Mitteleuropa erfahren mag, und es ergeht daher das Ersuchen an alle Ortsforscher, im Sinne der streng geschichtlichen Arbeit O. Menghins auch Sachforschung dahingehend zu treiben, daß Scherbenfunde an alten Töpferzentren (Schutt am Rande der Stadt, in Flüssen) wie in den Fluren und Rieden gesammelt werden, besonders auch auf vorkommende Marken zu achten.

Diese Zeitschrift wird einlangenden Mitteilungen jederzeit gerne Raum geben.

„Stylus“-artige Spinnstab-Beigaben aus frühmittelalterlichen Frauengräbern in Ungarn.

Gelegentlich einer Durchsicht des Hampelschen Werkes über das frühe Mittelalter in Ungarn²⁾ fiel Prof. M. Haberlandt die Bildung der lediglich in Frauengräbern auftauchenden Stäbchen auf, die Hampel als »Stylus«-Beigaben bezeichnet. Schon auf den ersten Blick schien es sich hier um andere Formen zu

¹⁾ Vergl. A. Haberlandt, Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Volkskunde von Montenegro u. s. w. Erg.-Bd. XII d. Zeitschr. für österr. Volksk., S. 98 ff. — M. Haberlandt, Österr. Volkskunst, Wien 1906, Textband S. 82 f.

²⁾ J. Hampel, Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn, 3 Bde, Braunschweig 1905, Bd. I, S. 378 ff. u. Atlasband Nr. 1012 u. s. w.

handeln; eine Aussprache über den Gegenstand veranlaßt mich, die von M. Haberlandt ausgesprochene Deutung als Spinnstäbe beweiskräftig, wie ich glaube, vorzuführen.

Was die betreffenden Bronzestäbchen, die in verschiedenen Komitaten gefunden wurden, Styluscharakter verleiht, ist lediglich die spatelförmige, halb umgeknickte Verbreiterung am oberen Ende, die zum Ausplätten der Wachsschicht der Schreibtäfelchen dient.

Wie sollte aber in Ungarn im 6. bis 9. Jahrhundert unter den dortigen Barbarengruppen die Schreibkunst irgendwie in dem von den Funden angezeigten Ausmaß bekannt gewesen sein, und zudem noch beschränkt auf die Frauen!?

Hampel hilft sich denn auch damit, daß er von vornherein erklärt, der antike Schreibstylus ist häufig als Schmuck oder Heftnadel benützt worden« (a. a. O. I, 378), und dann fortsetzt: »Man fand die Stylus in Frauengräbern, woraus mit großer Wahrscheinlichkeit folgt, daß sie den einstigen Besitzerinnen nicht deshalb mitgegeben wurden, weil diese sie als Schreibgerät benützt hatten, sondern weil sie im Haare oder im Gewande staken.«

Aber gleich kommt wieder eine Einschränkung: »... gleichwie gewisse Ohringe ihren barbarischen Ursprung durch ihre übermäßige Größe bekunden, so gibt es auch unter den angeführten Stylusnadeln Exemplare, die 20 bis 30 cm lang sind und sicher nicht als Schreibstylus betrachtet werden können« ... »abgesehen von diesen ‚Stylus‘, kann bei den übrigen Ziernadeln darüber, daß sie einst als Stecknadeln dienten, kaum ein Zweifel auftauchen.«

Tatsächlich sondern sich die unter diesem Sammelbegriff zusammengefaßten Formen in viel mehr Gruppen.

Vor allem scheidet ein »Stylus« mit Drahtfiligrankopf aus, der sich fraglos einfach als Kopfnadel und unmittelbarer Vorläufer der heutigen durchaus gleichartigen Kopfnadeln Dalmatiens u. s. w. zu erkennen gibt (Fig. 1034 a. a. O.).

Ferner sehen wir bronzene Nadeln mit glattem Stiel und profiliertem »knopf«-förmigen Kopfstück; es geht ihnen zufolge des Mangels der charakteristischen Abschrägung (s. o.) jedes Merkmal eines »Stylus« ab; sie sind zweifelsohne gleichfalls nur einfache Haarnadeln.

Das gleiche gilt von den Nadeln mit scheibenförmigem, eingerolltem Kopfstück; die gleiche Form taucht als »Rollennadel« in der frühen Bronzezeit in Hissarlik-Troja u. s. w. wie in Ungarn und den Sudetenländern auf. (Vergl. unter anderem Déchelette, a. a. O. II/1, S. 317 ff.)

Wir wollen diese Dinge — wenn es sich um einwandfreie Fundverhältnisse handelt — hier nicht verquicken, aber zweifelsohne müssen wir schon auf Grund dieser Parallelen auch diesen Nadeln

den »Stylus«-Charakter rundweg absprechen. Wenn wir außerdem solche Stylus mit einem Aufsatz in Vogelgestalt oder mit einem Spiegelchen versehen finden, so sei die antike Beziehung gelten gelassen; sie zeigt aber, daß auch der antike »Stylus« seiner Verwendung nach eine ganze Reihe von Problemen birgt; jedenfalls ist die Benennung für jene schriftlose Zeit an sich eine durchaus unglückliche, und bringen wir all die erwähnten Formen in Abzug, so schmälert

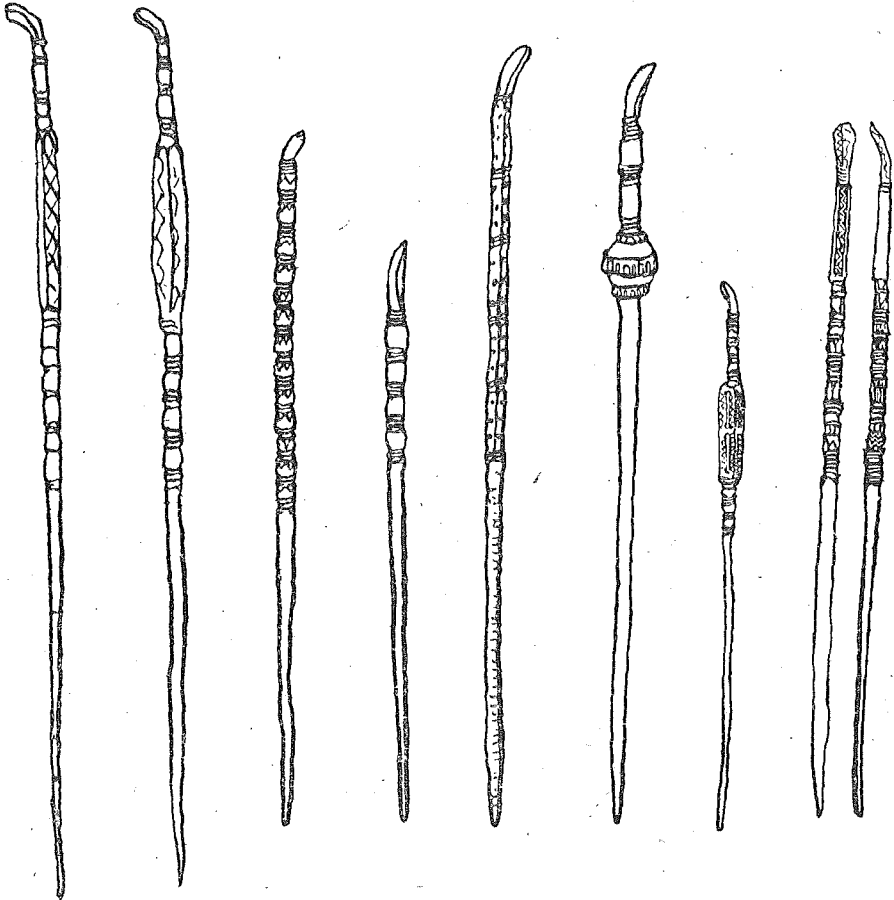


Fig. 13. Spinnstab-Beigaben aus frühmittelalterlichen Frauengräbern in Ungarn. (1—9)

dies die Zahl der Belegstücke fast bis zu ihrer Unhaltbarkeit. Denn auch die Gruppen, die noch übrig bleiben, besitzen in sich einen besonderen eigenartigen Zusammenhang nach ihrer Formgebung, so verschieden diese auf den ersten Blick erscheinen mag.

Wir müssen, um dies glaubhaft machen zu können, sowohl die Gliederung des Gesamtaufbaues der Stücke wie ihre Auszier einer genauen Betrachtung unterziehen. Hampel gleitet hierüber mit der Bemerkung hinweg: »Die Mitte der Stylus ist nach antiker Weise mit flachen und wulstigen Gliedern verziert.«

Bei der Oberflächlichkeit und Bedenkungslosigkeit, mit der archäologische Deutungen gemeinhin als wissenschaftlich bezeichnet werden, wenn sie nur den Ruhm der Antike mehren helfen, werden wir uns diese Phrase kulturgeschichtlich etwas näher besehen müssen.

Nach Aufbau und Auszier zerfallen die »Spinnstabbeigaben«, wie wir sie von Anfang an getrost nennen wollen, in folgende Gruppen:

1. Gedrehte Formen (Hampel, Nr. 1015—1016). Von diesen weist eine Form tatsächlich ein antikes Perlstabmuster auf, bei einem zweiten Stab sind die Glieder durch eine Art Zackenschnitt verziert. (Abb. 13, 3, 4, 8, 9.)

2. Gedrehte Formen mit vierkantiger Verdickung im oberen Teil (Nr. 1012—1013, 1017, 1019) (sämtlich auf Abb. 13, 1, 2, 5, 7). Der Rundkörper ist perlstabartig geformt, beziehungsweise auch wieder durch Zackenschnitte belebt, die vierkantigen Teile zeigen Kreuz-, beziehungsweise Zackenmuster in Gravierung, ein Stück Punktreihen mit Unterteilung durch Querprofile, ein letztes endlich an jeder Seite Furchen, die sich wie eine Nachahmung einer durchbrochen gearbeiteten Vier-Säulen-Stellung ausnehmen (Nr. 1019). (Abb. 13, 7.)

3. Eine vereinzelte, aber wichtige Form (Nr. 1018) mit kugelförmiger Verdickung im Oberteile, die an den Ansatzrändern zwei Strick- oder Riefenbänder und einen gleichen Wulst auch um die Mitte trägt. (Abb. 13, 6.)

4. Eine Reihe von (6) Stücken mit Punktverzierung, beziehungsweise Zickzackgravierung und einem ausgegrabenen Wolfszahnmuster (Zackenband) (Nr. 1023); das letztere Stück zeigt auch Zierglieder nach Art aufgesteckter Hülsen; wesentlich ist allen die viergeteilte Aufspaltung und Stauchung des Materials im oberen Teil (Nr. 1022—1024). (Abb. 14, 1, 4, 5.)

J. Hampel bemerkt hiezu (a. a. O. S. 381): »Zahlreich sind die Beispiele dafür, daß alle vier Seiten der Länge nach aufgeschlitzt sind, so daß man einen Riemen oder ein Band durchziehen konnte.«

Daß dies eine Verlegenheitsauskunft, und zwar eine sehr schlechte ist, liegt jedem einige Technologie und im besonderen die antike Technologie verstehenden Arbeiter angesichts solch spitzwinkliger Öhre auf der Hand.

5. Formen mit blattförmiger Verbreiterung des ganzen Kopfes, beziehungsweise im Oberteil des Schaftes. Ein Stück zeigt eingeschlagene (?) Kreise und eingehängte Ringe im Oberteil (Nr. 1044—1045). (Abb. 14, 2, 3.)

Eine solch überraschende Vielseitigkeit der Formgebung außergewöhnlichen Charakters und materialfremd, wie namentlich die geschlitzten und die vierkantigen Formen, kann nur

der oberflächliche Blick der Formenüberlieferung der antiken Metalltechnik zuweisen.

Tatsächlich besitzt nur das Perlstabmuster diese Zugehörigkeit, alle anderen Typen lassen sich Zug um Zug als Nachbildung von Spinnstäben erweisen, die allerdings in ihrer emblematischen Wiedergabe in fremdem Stoff einige wesensfremde Charaktere aufgenommen haben.

Am deutlichsten ist die zugrundeliegende Überlieferung bei den Stücken mit kugelförmiger Verdickung, beziehungsweise Aufstauchung des Oberteiles.

Die Grundform der ersteren Form ist der gleichfalls durch Schlitzung und Aufstauchung im Oberteil kugelförmig ausgebauchte Rohrspinnrocken, der charakteristische »Mittelmeertypus« dieses Werkzeuges. Es ist sehr bezeichnend, daß schon in mykenischer Zeit eine bronzene Nachbildung desselben in Zypern als Grabfund belegbar ist.¹⁾

Die erwähnten umlaufenden Wulstbänder bei Nr. 1018 (Abb. 13, e) sollen wohl die Abbindung der Kugelstreifen, beziehungsweise die unterstützende Scheibe andeuten, die man bei diesen Formen zur Aufrechterhaltung der Wölbung meist mittling darein eingefügt findet.

Die Starrheit des Materials hat bei dem Typus (Abb. 14, 1, 4, 5) offenbar die Andeutung dieser Sicherungen entbehrlich erscheinen lassen. Die 20 bis 30 cm langen Stäbe, denen sonst eine vernünftige Auslegung kaum gegeben werden kann, sind vermutlich unmittelbar als Handgeräte in Gebrauch gestanden. Ähnliche Bildungen sind aus dem Rohrspinnrocken in Südeuropa in den mannigfachsten Abwandlungen entwickelt worden.

Dieser Gruppe am nächsten steht Nr. 1019 mit der Andeutung seiner Vier-Säulen-Stellung. Anders sind die vorhandenen Längsfurchen, ist auch die Vierkantigkeit kaum zu deuten; es ist zweifelsohne eine in Holz ausgebildete Form, und derartige Säulenstellungen sind heute für die slowakischen Spinnrocken in den Karpathenländern, auch für russische Formen noch ungemein charakteristisch.²⁾

Diese Vierkantigkeit tritt aber auch an anderen Stäben auf, und gerade ihre Verquickung mit einem gedrehten Profil wie bei Gruppe 2 läßt sie als außergewöhnlichen Zug um so schärfer hervortreten. Tatsächlich sind vierkantige Spinnstäbe heute

¹⁾ Neuzzeitliches Museumsmaterial im Mus. f. Volksk. — M. H. Ohnefalsch-Richter, Griechische Sitten und Gebräuche auf Zypern. Berlin 1914. S. 28, Taf. V. — A. Haberlandt, Volkskunst der Balkanländer. Wien 1919. S. 57 ff.

²⁾ D. Jurković, Slowakische Volksarbeiten. — A. A. Bobrinsky, Volkstümliche russische Holzarbeiten. Leipzig 1914. Passim.

noch im romanischen Anteil der Alpenländer durchgängig in Gebrauch.¹⁾

Die »Brettchenform« der Gruppe 5 ist ein in Südosteuropa so geläufiger Typus, daß eine Parallelisierung im allgemeinen erübrigt; im besonderen bieten sich aber gerade hier nur geringfügige Vergleichspunkte und so möchte ich aus dieser Form keinen besonderen Schluß ziehen.

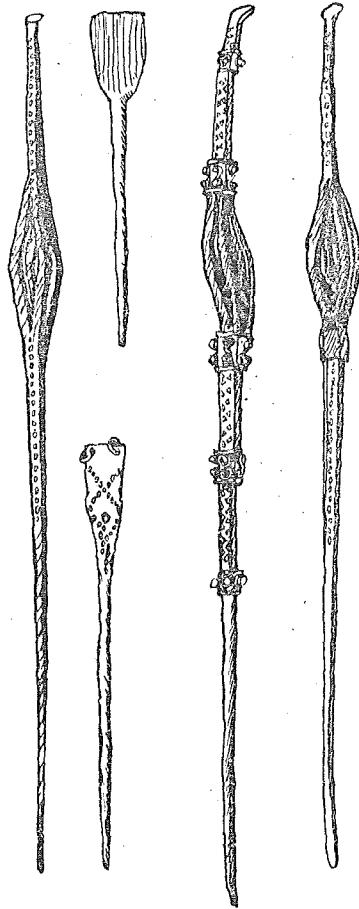


Abb. 14. Spinnstab-Beigaben aus frühmittelalterlichen Frauengräbern in Ungarn. (1-6)

Mit Vorsicht müssen wir auch an die Rundstäbe herantreten. Gedrehte Holzarbeiten sind jener Zeit nach den Zeugnissen von gedrehten Leuchtern in Oberflacht (Württemberg) sicher nach römischem Vorbild bekannt gewesen,²⁾ auch ist die gedrehte Form des Spinnrockens mit eine der häufigsten — namentlich in Mitteleuropa — geworden; die Wahrscheinlichkeit der Beziehung

¹⁾ Museumsmaterial im Mus. f. Volksk.

²⁾ A. a. O. Taf. IX, X, XI.

wird aber doch erst erbracht durch den sonderbaren Zackenschnitt, der gewiß ursprünglich nicht als eine so feingeübte Metallverzierung gedacht ist; davon gleich mehr.

Insgesamt ergibt die Vergleichung zweifelsohne, daß all das an einem »Stylus« sinnlose Beiwerk charakteristische Bildungen von Spinnrocken sind, wie wir sie heute noch bei der Bevölkerung dieser Gebiete und anderer — vornehmlich der romanischen Länder — vorfinden. Daher auch ihr ausschließliches Vorkommen in Frauengräbern.

Wie kommt nun aber ihre Umdeutung in ganz schriftarmen Kulturkreisen zum »Stylus« zustande, der dank dem schräg abgeplatteten Ende nicht wegzudeuten ist?

Hier möchte ich annehmen, daß die handwerksmäßige Überlieferung der Metallarbeiter hineinspielt. Es sind in der provinziäl-römischen Technik aufgewachsene romanisierte Handwerker gewesen, die hier die bestellten Dinge in eine ihnen halbwegs geläufige Form übersetzt haben.

Daß sie hiebei doch das Charakteristische des Spinnstabes seinem gesamten Aufbau nach in ihren Arbeiten treulich untergebracht haben, lehrt uns, der Verzierung derselben noch ein besonderes Augenmerk zuzuwenden.

Es kann keine Rede davon sein, daß all die oben aufgeführten Muster ohneweiters als dem Formenschatz der Antike entnommen zu gelten hätten, wie wir ihn herkömmlicherweise kennen. Es sind aber auch keine Metallverzierungen, diese Zackenschnitte, Zickzackbänder, Vier-Säulen-Stellungen und Ritzmuster. Woher stammen sie dann aber? Es sind das die heute noch ausschließlich typischen Ziermuster von hölzernen Spinnrocken im volkstümlichen Gebrauche, und daraus geht mit voller Deutlichkeit hervor, daß diese Art Kerb- und Zierschnitt schon in damaliger Zeit als typischer Holzzierstil aufzufassen ist. All die gezwungenen Erklärungen J. Hampels von der Entstehung des Keilschnittes in Metall — erst durch Pressung, dann erst durch Vertiefung von Punzen im Guß — versagen gegenüber der dadurch festgestellten Tatsache, daß eben damals schon eine typische Holzschnittechnik dieser Art bestanden hat. Sie ist — die Herren Kunsthistoriker, die in diesen Fragen mitreden wollen, sind aufgefordert, Vorgeschichte ernsthaft zu studieren — auch durch ein gekerbtes Wolfszahnmuster an einem hölzernen Schöpflöffel der Eisenzeit Schwedens längst bezeugt.

Schon der weitblickende L. Lindenschmidt und mit diesem Altmeister der gesamte Kreis deutscher Kulturforscher bis nach England hin hat hier übrigens die folgerichtige geschichtliche Hypothese dem nur auf unzulänglichem Stoff gegründeten und dabei nicht einmal stoffgerechten ästhetischen Geschmacksurteil vorgezogen, das man in

der Kunstforschung heute noch gern zum Ausgangspunkt für die geschichtliche Untersuchung machen möchte. (Vergl. L. Lindenschmidt, Handbuch der deutschen Altertumskunde.)¹⁾

Demgegenüber sei nur beiläufig daran erinnert, wie gezwungen die Erklärung Hampels ist, die für die Auspressung von Keilmustern in Blech in der ganzen Fülle seiner Funde nur ein reines Belegstück hätte und bezüglich der Punzierung zweimal das »oder« der Vorbildung der Muster im Guß selbst offen lassen muß, während alle anderen vorgeführten Stücke (mehr als zehn) sicher im Gußmodell vorgebildet waren.²⁾ Da ergibt sich dem Unvoreingenommenen denn doch zur Evidenz, daß das Problem des Keilschnittes auch für die Bronzen selbst nicht das einer Metalltechnik, sondern das eines Modellschnittes in einer hierfür geeigneten Masse ist. Die vorliegenden Ausführungen werden hoffentlich das Ihre dazu beitragen, dieses Problem künftig mit mehr technischer und technologischer Kritik zu behandeln.

Die Beweiskraft der aufgestellten Behauptungen finden wir nach den gebotenen Ausführungen nicht, wie das bisher üblich war, in dem auf den ersten Blick auffälligen Grundcharakter der Stücke, also einfach in der Schulung des Blickes, sondern in einem mathematischen Wahrscheinlichkeitsproblem, in dem merkwürdigen Auftreten von mehrererlei Typen nebeneinander, die sich samt und sonders ausnahmslos auf die charakteristischen Spinnstabtypen der Gegenwart beziehen lassen, wozu dann noch eine besondere Entsprechung der Ziermuster tritt; die Gegenprobe besteht in der Materialfremdheit der körperlichen Gestaltung wie der Ziermuster gegenüber dem Metallguß.

Dahingestellt sei, inwiefern dieser Holzschnittstil ein barbarischer oder provinzialrömischer genannt werden muß.

Auch die Frauen Oberitaliens besaßen schon in der römischen Kaiserzeit Spinnstäbe, die sie beim Gehen in den Gürtel steckten, um die Wolle davon abzuspinnen;³⁾ wenn es Holzstäbe waren, dürften ihre Muster kaum anders ausgesehen haben als in den nördlichen Ländern, so daß wir die Tatsache vor uns hätten, daß mit all diesem Zierat in der Völkerwanderungszeit alter Volksbesitz im Bereiche des Römerreiches überhaupt aus seiner Verdunkelung durch höhere edlere Schöpfungen mit deren Niedergang wieder emporsteigt.

¹⁾ O. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, Stockholm 1911, Bd. I. — Über das Vorkommen typischen Kerbschnittes an Tongefäßen vergl. L. Rütimeyer, Über einige archaische Gerätschaften und Gebräuche im Kanton Wallis u. s. w. Schweiz. Archiv f. Volksk., Bd. XX, 1916, S. 344 ff.

²⁾ Vergl. a. a. O. I, S. 486—489. — Auf die Ausführungen A. Riegls gehe ich mangels objektiver Diskussionspunkte nicht ein.

³⁾ J. Marquardt-Mommsen: Handbuch d. röm. Privataltertümer, II. Aufl., 1886.

II. Kleine Mitteilungen.

Volkstümliche Pflanzenbenennung im Waldviertel.

Von Dr. Eduard Weinkopf (Dobersberg).

(Schluß.)

Löwenzahn (*Taraxacum officinale*). Maibloama oder Maibusch'n nach dem Monat der Blütezeit; „Busch'n“ infolge des blätterreichen Büschels, welches aus der Pfahlwurzel hervorsproßt. Millibusch'n nach dem Milchsafte der Blätter, die als Viehfutter milchbildend wirken sollen. Latern' heißt bei den Kindern (auch im Egerlande, s. A. Böhringer, Volkstümliche Pflanzen des Egerlandes, XIX. Band, S. 32, der Zeitschrift f. öst. Volkskunde, und ähnlich anderwärts) der kugelige, aus Flugsamen bestehende Fruchtstand des Löwenzahns, weil er wie ein Licht „ausgeblasen“ werden kann.

Malve, Kleine (*Malva pusilla*). Kasbãbün, „Käsepappel“, Kaslkrauda. Die scheibchenförmigen Früchtchen (Loawaln) werden mit Käselaiichen verglichen.

Mannstreu (*Eryngium campestre*). Dondistl (Donarsdistel?). Kreuzdistel; die weißlichen Blätterspieße bilden unmittelbar unter dem Blütenkopf ein Kreuz.

Nachtschatten, Bittersüßer (*Solanum dulcamara*). Bittasiaß wegen des Geschmackes; Thaytee (in Weikertschlag), weil er vorzüglich am Ufer des Thayaflusses wächst und als Heiltee verwendet wird.

Narzisse, Gelbe (*Narcissus pseudonarcissus*). Mirznbecha. Nach Zeit und Form der Blüte.

Nelke (*Dianthus u. a.*), auch Gewürznelke (*Caryophyllus aromaticus*). Nagal, „Nägelchen“; nach der Form, indem der Kelch den Stift, die senkrecht darauf sitzende, scheibenförmige Blüte den Kopf darstellt. Das schriftdeutsche Wort Nelke bedeutet ja gleichfalls Nägelchen und ist aus der niederdeutschen Form des Wortes entstanden.

Nelkenschwindling (*Marasmius caryophyllus*). Roanagal, da er auf Feldrainen wächst und Nelkenform hat. Der Name fällt mit dem Volksnamen der Steinnelke zusammen; eine Verwechslung ist ja im Zusammenhange der Rede nicht gut möglich.

Nelkwurz, Gemeine (*Geum urbanum*). Bedlais. Die mit Widerhaken versehenen, braunen, länglichen Samen heißen wegen ihres Aussehens und weil sie sich gleich Ungeziefer an die Kleider des Vorbeischreitenden anhaften, „Bettlerläuse“. Höfer-Kronfeld (Die Volknamen der niederösterreichischen Pflanzen, in den „Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich“ 1889) verzeichnen diesen volkstümlichen Namen für nicht weniger als drei Pflanzenarten (Borstengras, Spitzklette und Dreiteiligen Zweizahn, für letzteren auch Schreiber-Benda), nicht aber für die Nelkwurz.

Odermennig (*Agrimonia eupatoria*). Lungante; der Absud wird gegen Lungenleiden gebraucht.

Pappelrose (*Althaea rosea*). Schnidros'n; sie blühen zur Zeit des Kornschnittes (vergl. unter Steinnelke). Schalüros'n, wohl weil sie, im Gärtchen dicht vor den Fenstern der Bauernhäuser gepflanzt, über die Holzladenjalousien derselben emporragen.

Pechnelke (*Viscaria vulgaris*). Pickada Hãhdidl oder Pickada Kikariki, „klebriges Hähnchen“. Hãhdidl und Kikariki bezeichnen die Kuckuckslichtnelke, der die Pechnelke bei oberflächlicher Betrachtung ähnlich sieht; jedoch ist letztere an den Stengelgelenken stark klebrig.

Preiselbeere (*Vaccinium Vitis idaea*). Grankaln, Grankalbee'n, Grankalgrauda. Eine sichere Etymologie dieses im bayrisch-österreichischen Sprachgebiet (auch in der Form Granten und ähnlich für verwandte Pflanzen mit steifen Blättern) weit verbreiteten Namens läßt sich noch nicht aufstellen. Max Höfer in der „Volksmedizinischen Botanik der Germanen“ bringt Granten mit der vorgermanischen Wurzel *grendh*, „knirschen“, wegen der rauschenden Blätter, zusammen.

Quecke (*Agropyrum repens*). Bai (m.). Etymologie unsicher.

Quendel (*Thymus serpyllum*). Ku^dlgrauda. Verwandtschaft mit gotisch *quithus*, Leib, Mutterleib. (Kuttelfleck', mundartlich, bezeichnet Eingeweideteile des Schlachtviehes.) Das tirolische „Küttelkraut“ (Max Höfler, Der Frauendreißiger, S. 15, erklärt es folgendermaßen: „In der hemdenlosen Zeit legte man das wohlriechende Kraut in die Kleider der Frauen“) dürfte eine volksetymologische Weiterbildung von „Kuttelkraut“ sein.

Reizker (*Lactaria deliciosa*). Redling, Rötling. Der Hut ist orange- oder ziegelrot; wird der Pilz gedrückt oder verletzt, so dringt ein orangeroter Saft heraus.

Ringelblume (*Calendula officinalis*). Ringelbloama, Ringresal. Häufig erscheinen Gartenblumen, deren Blüten einen rundlichen Umriß haben und vielblättrig sind, mit Rose oder Röserl zusammengesetzt. Im übrigen nach dem geringelten Samen benannt. Todnbloama, da sie bis Allerheiligen blüht und deshalb mit Vorliebe auf Gräber gepflanzt wird.

Roggentrespe (*Bromus secalinus*). Durscht. Mhd. *turd*; nach Schreiber-Benda (a. a. O.) im Böhmerwalde heute noch ebenso. „Durst“ hat mit der Sippe „dürst“, „dür“ nichts zu tun, sondern ist wohl bloß eine Angleichung daran. Ich möchte statt dessen auf die Sanskritwurzel *dhūr*, betören, schaden, hinweisen. Die Samen der Roggentrespe sollen nämlich, wenn sie ins Mehl geraten sind, betäubend wirken. (Vergl. unter „Täumelolch“.)

Rohrkolben (*Typha latifolia*). Die walzenförmigen Kolben heißen Nu^dln (sonst = walzenförmige Teigklößchen).

Roßkastanie (*Aesculus hippocastanum*). Kestnbam. Vom lat. *castanea* (Edelkastanie); mit älterem Umlaut des *a* durch das folgende *i* schon ahd. *chestinna*.

Rothautröhring (*Boletus rufus*). Biaraschwäma, auch einfach Biara, weil er besonders gern unter Birken wächst. Färbvakeahra: dieser und auch andere Pilze, die beim Anschneiden die Farbe ändern. Rothappü („Rothhäuptchen“) und Rotkappü wegen der schönen, braunroten Farbe des Hutes.

Sadebaum (*Juniperus Sabina*). Zedlbam. Wahrscheinlich aus Sebenbaum („Sabinerbaum“) durch Angleichung an Zeder und zugleich Zettel entstanden.

Salweide (*Salix caprea*). Páln, Pálnkatzln. Die Blütenkätzchen erscheinen im Frühling vor den Blättern und werden zur Osterzeit als Ersatz der biblischen Palmzweige in der Kirche geweiht, um dann als „Palmbuschen“ im Hause hinter Heiligenbilder, Wandkruzifixe, Dachbalken gesteckt zu werden, indem sie nach der Volksmeinung vor Blitzschlag schützen.

Sauerklee (*Oxalis acetosella*). Bittaklee wegen des säuerlich-bitteren Geschmacks. Häsnnklee, Häsnnbrot, weil er im Walde wächst und in Hungersnöten wohl zum Brobacken gebraucht wurde. In Max Höfler, Volksmedizinische Botanik der Germanen, ist es das Zittergras, welches als „Hasen- oder Hungerbrot“ als für diesen Zweck verwendet angeführt wird.

Schachtelhalm (*Equisetum*), Ackerschachtelhalm (*E. arvense*): Sauschwöaf. Auch anderwärts vergleicht das Volk die Schachtelhalme gern mit Tierschwänzen. Namen verschiedener Equisetumarten im Waldviertel: Fuchsnchwöaf, Zeigrås, Spindln (die Fruchtstände), Kniagrås (zutreffend nach den zahlreichen verdickten Gelenken); Känlgrås, Zingrås, Zingrauda nach der ehemaligen Verwendung zum Putzen der Zinngefäße.

Schafgarbe (*Achillea millefolium*). Gochalgrauda. So auch in Steiermark (Unger-Khull, Steirisches Wörterbuch) und Tirol (im Sarntal, s. L. Hörmann, Tiroler Volksleben, S. 115); Gochäu heißt bei uns die Schildwanze. Maisl- oder Mausgrauda, da die Pflanze häufig auf Feldrainen wächst. Mausloatal oder einfach Loatal, wegen der aufsteigenden Anordnung der am Stengel sitzenden, fiederteiligen Blätter (vergl. „Hühnerleiter“, ebenfalls für die Schafgarbe, bei Marzell, a. a. O.).

Schalottenzwiebel (*Allium ascalonicum*). Ze(h)alzwifü, weil dieser Zwiebel in kleine, spitz zulaufende Knollen geteilt ist.

Schlängenzwurz, Äthiopische (*Calla Aethiopica*). Stranedslbloama, nach der blütenförmig gerollten Blathülle des Blütenkolbens, die zudem gelb ist wie die meist aus Strohpapier gedrehten ländlichen Düten („Stranezzeln“).

Schlüsselblume (*Primula*). Himüschlissal. Die Zusammensetzung der Namen dieser Frühlingsblume mit „Schlüssel“ ist über das ganze deutsche Gebiet verbreitet. Man glaubte, daß man mit ihrer Hilfe Schätze erschließen könne. Nach K. Müllenhoff (a. a. O.) sieht das Volk in ihrer Blüte, nachdem die Blumenkrone abgehoben worden, „ein zierliches Schloß nach altdeutscher Art“.

Schneebeere (*Symphoricarpus racemosus*). Schneekugln, Scheebåln. Die schönen, weißen Beeren sind kugelförmig.

Schöllkraut (*Chelidonium majus*). Bludgrauda, eine weit verbreitete Benennung, u. a. für Südböhlen und Riesengebirge belegt. Der bei Zerstörungen des Pflanzenkörpers sogleich hervorquellende Saft ist orangerot und wurde in früheren Zeiten nach dem Prinzip, Krankheiten mit Kräutern zu heilen, deren Äußeres mit den Symptomen irgendeiner Ähnlichkeit aufwies (*similia similibus*), gegen Blutungen angewendet. Schömggrauda: gegen Viehkrankheiten dienend (mhd. *scelm*, Seuche). Warzenggrauda: um Warzen zu vertreiben; ebenso Unger-Khull, a. a. O. — Böhringer (a. a. O.): Warzengift.

Sinau, Gem. (*Alchemilla vulgaris*). Frauⁿmântl; hat hübsch gezackte, einem auseinandergespreiteten Radmantel vergleichbare Blätter; die „Frau“ ist natürlich die „liebe Frau“, die Mutter Gottes, daher auch: Da Himümtta ihr Mantal; Bei Kindern Rëgⁿschirm.

Sonnenblume (*Helianthus annuus*). Sunrosn (vergl. unter „Ringelblume“).

Spitzahorn (*Acer platanoides*). Die geflügelten Früchte werden von den Kindern auf die Nase gesetzt und demnach Näsⁿzwicka oder einfach Zwicka genannt.

Stabwurz oder Eberwurz (*Artemisia abrotanum*). Herrgödgräudl oder Herrgödholz heißt das Gartensträuchlein jedenfalls infolge Verwendung zu Weihbuschen: Lemonigraidl wegen seines an Zitronen erinnernden Wohlgeruches.

Steinnelke (*Dianthus deltoides*). Roannagal, Schnidnagal. Sie steht auf den Feldrainen zur Zeit des Kornschnittes in vollster Blüte.

Stinkandorn (*Ballota nigra*). Nach dem etwas unangenehmen Geruch benannt, der entsteht, wenn man die Blätter reibt. (Die Kreuzkröte gibt einen schießpulverartigen Geruch von sich; die Gemeine Kröte hält sich mit Vorliebe unter stark riechenden Kräutern auf.)

Süßholz (*Glycyrrhiza glabra*). Siaß Holz. Würde ehemals von kroatischen Händlern zum Verkaufe gebracht. Von den Kindern gern gekauft.

Tanne (*Abies pectinata*). Dâna, Dânabam, Denling. Diese volkstümliche Form „Tännling“ findet sich sogar in R. Hamerlings „König von Sion“. Verschiedene Pflanzennamen zeigen die Ableitung auf —ing, deren ursprüngliche patronyme Bedeutung bereits stark verblaßt ist (vergl. „Windling“).

Taumelloch (*Lolium temulentum*). Dq, sowohl in Bedeutung als Etymologie dem „Toch“ des Riesengebirges entsprechend. Höfer-Kronfeld (a. a. O.) buchen, und zwar nach Kerner, gerade für unser Waldviertel, Durst in der Bedeutung Taumelloch, womit man sonst bei uns die Roggentrespe (s. dort) bezeichnet. Tatsächlich finden sich Anhaltspunkte dafür, daß die Namen dieser beiden häufigsten Getreideunkrautgräser im Waldviertel strichweise vertauscht erscheinen, jedenfalls weil beide Namen, ebenso Durst wie Dq, sich auf die berauschte Wirkung dieser zwei Gräser zurückführen lassen! Ebenso kann im Böhmerwald (nach Schreiber-Benda, a. a. O.) Turd sowohl den Taumelloch als die Roggentrespe bezeichnen und im Mhd. (und zwar Mitteldeutschen) bedeutete *tresp* den Lolch. Übrigens führt auch sein zweiter überlieferter mhd. Name, *tol*, auf die berauschte, „toll machende“ Wirkung seines Genusses zurück. Für unser Dialektwort Dq ist nach allem eine Abstammung von „toben“ — welches überdies mit „toll“ verwandt ist — anzunehmen.

Tausendblatt, Quirliges (*Myriophyllum verticillatum*). H e c h t n g r a i d l. Bildet am Grunde seichter fließender Gewässer flutende Rasen, unter denen die Fische Schutz suchen und laichen mögen.

Vogelbeerbaum (*Sorbus aucuparia*). S c h m ö k a. Hat den Namen gleich Schmöla (= Schmiele) von den schmalen Blättern.

Wacholder (*Juniperus communis*). G r ä n a w e d s t a u d n. Sicher ist bloß das Grundwort des zusammengesetzten Namens zu erklären: vom ahd. *witu*, „Holz“, das sich auch noch in Wiedepof und etwa im mundartlichen „Langwid“ findet.

Wegerich (*Plantago*). W e r ä d, „Wegrat“.

Wiesenknopf (*Sanguisorba officinalis*). R a u g f ä n g k i a h r a b e s n. Die dunkelroten, walzenförmigen Blütenköpfchen werden mit der Rundbürste des Kaminfegers verglichen. R u h r g r a u d a oder R u h r k ö l m, auch R u h r k ö m b ö t z n („Kolben“) weisen auf die Verwendung gegen den Durchfall der Kälber hin. B ö t z n bezeichnet sonst eine Knospe, hier aber den dichtgeschlossenen Blütenstand. G ö d („Geld“) bei Kindern, wegen der rundlichen Form.

Wiesen-Kreuzblume (*Polygala vulgaris*). V a s c h r e i g r a i d l. Wird zum Räuchern des Stalles gebraucht, wenn die Kühe „verschrien“, d. h. von bösen Leuten oder Hexen verwünscht worden sind, sodaß sie keine Milch geben.

Wiesen-Schaumkraut (*Cardamine pratensis*). K r ö d n b l o a m a, nach dem Standort, indem auf feuchten Wiesen und an Bächen ja auch Kröten vorkommen.

Winde (*Convolvulus*). W i n d l i n g (s. u. Tanne). S u n s c h i r m; die Kinder stecken durch die weiße, flach trichterförmige Blumenkrone ein Hölzchen; das ist dann der Stock des Schirmchens.

Wollgras (*Eriophorum*). F l i a g a d s (ergänze Gräs), weil seine Wollbüschel vom Winde getragen werden. W a u w a u, d. h. Kinderschreck, wegen dieses silberweißen Bartbüschels, das die Pflanze nach dem Verblühen trägt.

Wucherblume (*Chrysanthemum leucanthemum*). (G r o ß i) G e n s b l o a m a, nach der Ähnlichkeit mit dem Gänseblümchen. J o h a n i s b l o a m a (so auch in Vorarlberg, s. L. Hörmann, a. a. O., S. 117), denn sie erblüht um den Johannistag herum. K a i s a b l o a m a, denn die Wucherblume wird auch bei uns, wie anscheinend in allen deutschen Gauen und darüber hinaus, als Orakelzupflume benützt, und der hergesagte Spruch lautet:

Kaisa, Kehi, Edlmân,
Birga, Baua, Bedlmân.

Auch in einer anderen, derberen Fassung kommt der Kaiser als höchste Stelle, die die Prophezeiung zusprechen kann, vor:

Edlmân, Bedlmân, Burka (= Bürger), Bau',
Kaisa, Keni, Jungfa, Widfrau, — âldi Sau.

Zittergras (*Briza media*). H e r z a l n, nach der Herzform der Ährchen. B i w a l n = Hühnchen, jedenfalls weil die Ährchen rundlich, etwas schnabelförmig zugespitzt und von bräunlicher Farbe sind. Der Ursprung des Namens muß aber auf ahd. mhd. *biben*, zittern, „beben“, zurückgeführt werden, und es liegt ihm, wie dem Buchnamen, die Eigenheit dieses zierlichen Grases zugrunde, daß die an feinen Stielen hängenden Ährchen beim leisesten Windstoß oder Berühren in schwankende Bewegung geraten. Davon auch die weiteren Volksnamen Zidara ds = Zitterndes (ergänze Gras) und Zidaro, das gleichzeitig einen flechtenartigen Ausschlag bedeutet (ahd. *zitaroh*, mhd. *ziteroch*). Mari'ngräs heißt endlich die zu Dauersträußen benützte Pflanze, gleich unzähligen anderen, nach der als Blumenfreundin verehrten Gottesmutter Maria.

Ampfer, Krauser (*Rumex crispus*). W ü d i R o s, „wilde Rosse“ (ebenso bei Gmunden nach Loitlesberger a. a. O. für „die großen Rumexarten der Felder“); wegen der braunroten Färbung? R u h r g r a u d a; die dreikantigen, braunen Samen werden gegen die

Diarrhöe der Kälber, selbst ruhrartige, angeblich mit bestem Erfolge, angewendet, mitunter sogar beim Menschen. Sie heißen deshalb auch *Bauwehsåm*; ferner *Wurmsåm*. *Wüda Brein* wird diese Ampterart endlich genannt, weil sie, besonders durch den Blütenstand, der Kulturpflanze *Brein* (= Deutsche Hirse) ähnlich sieht.

Johanniskraut (*Hypericum perforatum*). *Leßlgrauda*; zu „lösseln“ von *Los*. Dient nämlich als Liebesorakel. Die abgerissenen Blüten werden von den Mädchen zerdrückt und zerrieben (deshalb auch *Rebúsåm*); es kann dann ein rotvioletter Saft herausquellen. Dazu sagt man den Spruch:

I leßl, i leßl zwoa Liawi zsåm,
San's guat, kimd Bluat,
San's feind, kimd Wein.

Der Reim gut: Blut kommt auch anderwärts in diesen Orakelsprüchen vor; man vergl. z. B. *Hovorka-Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin, 1. Bd., S. 229, für Schlesien.*

Berichtigung der wesentlichen Druckfehler.

S. 40 Reichtum an Pflanzennamen. S. 41, Z. 1 das Zeichen å, 3 o und e, 4 Krån-schädln, 12 Akelei . . . Glöckln, 13 Såfa, 23 das Entgegenkommen der Kommission für das bayr.-öst. Wörterbuch der Akademie . . ., 34 *graveolens*, 35 Etymologisches Wörterbuch, 7. Auflage, 37 *acutis*, 48 *Taifstowåg*. S. 42, Z. 19 Schon ahd. erscheint für Moos . . ., 23 die Herkunftsbezeichnung des „spanischen“ Flieders, 43 *Ranunculaceae*. S. 43, Z. 3 *Hoada*(^o), Heider, Heiderich, 7 *Vantüli*, 36 *Scherpratzln*, 43 *Kornrade*, 45 *Nesslseidn*. S. 44, Z. 18 *Schöla*, 20 *Cucurbila*, 25 *Moagrednstempn*.

Ein heiliges Kummernis-Bild.

Von Dr. Heinz Kindermann, Wien.

Einige Jahre vor dem Weltkriege habe ich in der Kapelle der Ruine *Reinegg* bei *Sarntheim* im *Sarntal* in *Tirol* eine Darstellung der heiligen *Kumernus* gesehen, welche von den im Museum für österreichische Volkskunde befindlichen bekleideten Darstellungen ganz abweicht. Ich hielt sie zuerst für ein Kruzifix, bis mich die Kastellanin über meinen Irrtum aufklärte, die mir auch die Legende von der christlichen Königstochter erzählte, der Gott auf ihre Bitte einen Bart wachsen ließ, um sie vor den Bewerbungen eines heidnischen Freiers zu schützen, die aber von ihrem heidnischen Vater zum Kreuzestod verurteilt wurde. Die heilige *Kumernus* war als eine an ein Holzkreuz genagelte, gar nicht weibliche, nur mit einem Lendenschurz bekleidete Gestalt mit schwarzem Bart und Haar dargestellt,¹⁾ die auf dem Haupte statt einer Dornenkrone eine *Zinkenkrone* trägt. Nach Aussage der Kastellanin war diese *Zinkenkrone* das unterscheidende Merkmal gegenüber Christusbildern.

Wenn ich mich recht erinnere, waren die Kreuzhölzer nicht kantig wie gewöhnlich, sondern rund.

¹⁾ Die Sage von der heiligen *Kummernis* knüpft bekanntlich an das bekleidete alte Christusbild in *Lucca* an.

III. Ethnographische Chronik.

Mythologische Abende. Wie im Vorjahre (siehe diese Zeitschrift XXIV, 135) werden auch 1919/20 regelmäßig an jedem Freitag von 4 bis $\frac{1}{2}$ 6 Uhr abends im Anthropologisch-ethnographischen Institut der Universität (Vorstand: Prof. Dr. R. Pösch) mythologische Abende stattfinden. Sie beginnen mit Freitag den 14. November 1919 und sollen Studierenden ebenso wie Vertretern beteiligter einschlägiger Fächer Gelegenheit geben, den Betrieb der vergleichenden Mythenforschung als Wissenschaft kennen und gegebenenfalls selbst üben zu lernen. Dieses Ziel soll erreicht werden durch Kenntnissnahme vom Stoffe und den Methoden seiner Verarbeitung und durch gegenseitige Aussprache.

Die mythologischen Abende wird auch heuer wieder Herr Dr. Wolfgang Schultz leiten. Gegenstand der Vorträge des Vorjahres bildete eine „Einführung in die vergleichende Mythenforschung“, welche nun in Maschinenschrift vorliegt und für neu Hinzukommende ein wichtiger Behelf ist, die Ergebnisse des Vorjahres nachzuholen. Diese Vorträge und die kleine mythologische Bücherei des Anthropologisch-ethnographischen Instituts können während der üblichen Arbeitszeit im Institut benutzt werden. Heuer wird Herr Dr. Schultz die Abende in der Art eines Seminars handhaben und den Übungen die deutschen Märchen (besonders die Ausgabe der Brüder Grimm in Reclams Universalbibliothek, Bd. I Nr. 3191—3193; Bd. II 3194—3196; Bd. III 3446—3450, und die Neubearbeitung der Anmerkungen der Brüder Grimm von Bolte-Polivka 1913 ff.) als Quelle des deutschen Mythos zugrunde legen. Die Teilnehmer sollen an Hand des ihnen zur Verfügung gestellten Stoffes zu eigener Mitarbeit angeregt werden.

Die mythologischen Abende finden an folgenden Freitagen statt:

1919: November	Dezember	1920: Jänner	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli
14.	5.	9.	6.	5.	(Ostern)	7.	4.	2.
21.	12.	16.	13.	12.	9.	14.	11.	9.
28.	19.	23.	20.	19.	16.	21.	18.	16.
	(Weihnacht)	30.	27.	26.	23.	28.	25.	
						30.		

Wiederverwendung der schmiedeisernen Grabkreuze. Die Landesregierung von Kärnten hat in sehr dankenswerter Weise den nachfolgenden Erlaß an das fürstbischöfliche Gurker Ordinariat in Klagenfurt gerichtet, dessen Anregungen auch in den übrigen Alpenländern Beachtung verdienen:

Es wurde mehrfach die Wahrnehmung gemacht, daß sich in den Friedhöfen des Landes an verborgenen Stellen oft ganze Ansammlungen von alten außer Gebrauch gesetzten schmiedeisernen Grabkreuzen befinden, die regelmäßig einen nicht unbeträchtlichen handwerklichen und auch oft künstlerischen Wert aufweisen. Wenn sie in ihrem Bestande auch oft nicht direkt bedroht sind, so sind sie doch in absehbarer Zeit dem Untergange geweiht, da sie langsam vom Rost zerfressen, vom Unkraut überwuchert werden, um schließlich als wertloses Gerümpel entsprechend zu endigen.

Da sich, wie erwähnt, darunter regelmäßig wertvolle Stücke befinden, so wäre es gut, generelle Maßnahmen für ihre möglichste Erhaltung zu treffen, beziehungsweise Vorschriften oder Anregungen herauszugeben, die deren Sicherung bis zu einem gewissen Grade erreichen könnten. Als solche gestattet sich die Landesregierung die Herausgabe eines Erlasses an alle unterstehenden Pfarrämter anzuregen, in dem dieselben auf die momentane Lage aufmerksam gemacht und eingeladen werden, die Bevölkerung für die Wiederverwendung der alten schönen Grabkreuze zu interessieren, die schon durch die bloße Tatsache der Handarbeit den modernen Gußwaren weit überlegen sind.

Sollte dieser Appell, was zu befürchten steht, nicht die nötige Wirkung haben, so wären die Pfarrämter einzuladen, die Wiederverwendung der Kreuze selbst in die Hand zu nehmen und sie etwa auf bezahlte, aber verwahrloste Grabstätten von Amts wegen anbringen zu lassen.

Die Landesregierung glaubt, daß einige Beispiele genügen werden, um der Bevölkerung zu zeigen, wie weit die alten Kreuze den neuen Fabrikprodukten überlegen sind, und daß die Kosten der Herrichtung eines Kreuzes unmöglich bedeutende sein können. Es dürfte in den meisten Fällen genügen, den Rost zu entfernen und das Eisen neu anzu- streichen, um das Kreuz auf Jahre hinaus zu sichern.

In zweifelhaften Fällen wird das Staatsdenkmalamt in Wien, I. Auersperg-Palais, jedenfalls gerne mit Rat und Tat zur Seite stehen.

IV. Volkskundliche Literatur.

(Die Anzeigen rühren, wofern nicht ein anderer Berichterstatter genannt ist, von der Schriftleitung her.)

Österreichische Kunsttopographie Bd. XVII: Urgeschichte des Kronlandes Salzburg. Bearbeitet von Dr. Georg Kyrle. Wien 1918. 4^o 157 + 148 S.

Prof. Dr. L. Rüttmeyer: Über einige archaische Gerätschaften und Gebräuche im Kanton Wallis und ihre prähistorischen und ethnographischen Parallelen. (Sonderabdruck aus d. Schweiz. Archiv f. Volksk. XX, 1916.) 8^o 100 S.

Auf den ersten Blick scheinen die vorliegenden Arbeiten methodisch kaum irgend etwas zu tun zu haben und doch erscheint es gerade als die Aufgabe kulturgeschichtlich vertiefter volkskundlicher Forschung, derartige Leistungen auseinander fruchtbar werden zu lassen.

Denn dieser Band der längst rühmlich bekannten Kunsttopographie des Staatsdenkmalamtes enthält eine Überfülle von Funden, die durch ihre Feststellung in vorgeschichtlicher Zeit für den Volksforscher ebenso belangreich sind wie für den Bearbeiter der Vorgeschichte. Die ganze Reihe von Holzfunden, Aststiele, aus dem Vollen gehauene Tröge und Schöpfkellen, Pfosten in ihrer rohen Behautechnik und Fügung, Traghölzer, Steigbäume, endlich Böden, Wand- und Henkelteile von Tragkübeln, Schaufeln und Spateln, Gewebereste verschiedener Technik, Schuhe, Hauben und Taschen aus Leder, die sich auf unserem Gebiet ja nur in diesen Salz- und Kupferbergwerken Salzburgs und des angrenzenden Oberösterreich und Tirols erhalten haben, finden hier zum erstenmal eine genaue, einwandfreie Beschreibung; unschätzbare Urkunden zu aller volkstümlichen Kulturgeschichte. Umgekehrt kann auch der an der Gegenwart geschulte Sachforscher zur Deutung der alten Funde beitragen. Sehr bemerkenswert ist, daß sich schon in so früher Zeit (jüngere Bronzezeit und älteste Eisenzeit, färbig gemusterte, längsstreifig broschiierte Gewebe, Leinengewebe, vorfinden (Beitrag G. Kyrle, S. 57 u. Fig. 60, 61) sowie daß die Randstreifen mancher Gewebe in Zettelweberei ausgeführt wurden; denn nur diese — übrigens seit der Bronzezeit für ganz Mittel- und Nordeuropa — bezeugte Technik ergibt jene Fadenführung, wie sie der Beitrag O. Klooses (Fig. 46 u. Text S. 35) feststellen ließ. (Vergl. M. Collin: Gammalskanska Band. Zeitschr. „Fataburen“, Stockholm 1915, S. 14 ff.)

Hervorzuheben an der Arbeit ist vor allem die Umsicht und Vielseitigkeit der Fundbehandlung, die diesen ersten voll der Urgeschichte eines Gebietes gewidmeten Band als mustergiltig für die Anlage und Durcharbeitung eines solchen Stoffes erscheinen läßt. Entsprechend gewählte Signaturen geben im vorangestellten Fundinventar über jeden Gegenstand nach Herkunft und derzeitiger Verwahrung, Bekanntmachung u. s. w. erschöpfend Aufschluß. Vielleicht daß sich hier eine Vereinfachung in der Wahl des wohl allzu reich gestuften Letternsatzes und der Beschriftung herstellen ließe, wogegen der Entwurf der Abkürzungen klarer zum Ausdruck gebracht werden könnte.

Der Band gibt weiter eine genaue kritische Betrachtung der Funde, Siedlungen u. s. w. in ihrem gegenseitigen Zusammenhalt und ihres Lebensinhaltes und endlich in den „Beiträgen“ auch eine positiv aufbauende Zusammenfassung des Kulturbildes jener Zeiten, insbesondere des Bergbaubetriebes, so daß es wohl-angebracht erscheint, die gebotene wissenschaftliche Leistung mit jener Forschungsarbeit in Beziehung zu setzen, die sich um die kulturgeschichtliche Durcharbeitung des volkstümlichen Besitzes in seiner vollen zeitlichen Tiefe bemühen wie die Ausführungen L. Rüttmeyers.

Die Arbeit mag den Volksforscher selbst belehren, warum hier eine gemeinsame Besprechung mit vorgeschichtlichem Stoff unternommen ist; es sind uralte ergologische Züge der heutigen Walliser Bevölkerung, die den bekannten Urgeschichtsforscher auf Schritt und Tritt an urgeschichtliches Dasein gemahnen; die altertümlichen Brostempel, steinerne Brotschüsseln (Simperl in unserem Sprachgebrauch), Eigentums- und Hauszeichen, Kerbhölzer, Stein-

Lampen, Kinderspielzeug in einfachster, abgekürzter Tierform, Kesselketten, Felljacken, Messer, Schaber, endlich der Hausbau, die Maskenbräuche bieten hierfür einen — allerdings ungleichwertigen — dankbaren Stoff.

Ungleichwertig ist auch das Ergebnis der Betrachtung in mehrfachem Sinn. Nur an den Kesselketten ist eine räumlich und zeitlich eindeutige Feststellung ihrer Herkunft (aus der La-Tène-Zeit) möglich, bei den Steinlampen handelt es sich nicht mehr um ein Überleben typischer Formen, die sich vielmehr als recht wandlungsfähig im Laufe der Zeiten erweisen, sondern vielmehr um ein Überleben der Technik, der Gewinnung weichen (Speck-) Steines (vergl. S. 45), an und für sich, wobei unter den gewonnenen Gefäßen Lampen gewiß zu allen Zeiten sich befunden haben. Solche Specksteinlampen kommen typisch auch im Müllbachtal (Seitental des Tauferertales in Tirol) vor (vergl. Samml. in Wien und Innsbruck) und — in anderer Form — in Vorarlberg als Seelenlämpchen.

Vollends weit gespannt sind die Beziehungen — besser gesagt „Parallelen“ — bei den Hauszeichen, Kerbhölzern, Masken und im Hausbau, wobei der Verfasser einerseits Entsprechungen bis Australien (Botenstöcke!), andererseits bis zu den Kerbstöcken und Maskenbildern des Paläolithikums verfolgt; weniger wäre hier mehr gewesen; da ja alle diese Dinge sicher ihre ehrwürdige zeitliche Tiefe haben, es sich aber darum handelt, aus den im Laufe der Geschichte gleichsam verfaserten und verfilzten Strähnen der Entwicklung die nährenden Hauptäste und Leben spendenden Wurzeln für jedes besondere Erdgebiet klar und eindeutig auszusondern. Sind die Maskenbräuche des Lötschentales aus dem antiken Kultgebrauch ihrem besonderen Ritus nach zu erklären oder aus urtümlichen Wurzeln des Nordens, sind die Kerbhölzer gemeinindogermanisch, nordisch, romanisch, alteuropäisch geartet? Das wären die Fragen, die sich beim Lesen des Buches unmittelbar und sogleich aufdrängen.

Zur Frage der Geschichte der Pfahlbauspeicher möchte ich erwähnen, daß solche Speicher (nur auf Vorderpfählen) auch im Arlberggebiet begegnen, auf vier Pfählen auch im Mühlwaldtal (Tirol), ferner daß der Baseler Meister Konrad Witz auf seinem Gemälde „Petri Fischzug“ um 1492 (!) im Hintergrunde des hier verwerteten Genfersees ein ganzes Pfahlbaudorf zur Abbildung bringt; kleine viereckige Blockbauten mit hohem vierseitig abfallendem Walmschindeldach, wie man sich eine moderne Rekonstruktion nicht schöner denken könnte. (Vergl. W. Bredt: „Wie der Künstler die Alpen dargestellt“, Zeitschr. d. D. u. Ö. Alpenvereines, 1906, S. 69, Abb. 12.) Sämtliche Häuser haben Fenster, aus dem vordersten führt ein schiefer Leiternsteg zum See, ein Gebäude ist besonders hoch — mehrgeschossig? — nach Art einer Kirche gebaut.

Halten wir dazu, daß im frühen Mittelalter Kirchen aus Sicherheitsgründen und zum Schutz noch in oder über Flüssen, offenbar auf Pfahlresten errichtet wurden, wie dies die Vita Severini für Rhätien anführt,¹⁾ so zeigt dies, daß ein Überleben vorgeschichtlicher Bedürfnisse und Errungenschaften auch in geschichtlicher Zeit noch reichlich stattgehabt haben muß, ja daß heute diese Ergologie noch nicht ganz überwunden ist, und der Volksforscher wird der großzügigen, erkenntnisreichen Auffassung Rütimeyers darum nicht bloß angeregt Dank zu sagen, sondern auch gewissenhaft zu folgen haben.

Dr. A. Haberlandt.

Südtirol. Land und Leute vom Brenner bis zur Salurner Klause. Eingeleitet und herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender tirolischer Gelehrter und Schriftsteller von Dr. Karl v. Grabmayr. 1919. Verlag Ullstein & Ko., Berlin.

Wengleich die unheilvolle Entscheidung, durch welche das deutsche Volk und Land Südtirols südlich vom Brenner von der Friedenskonferenz dem italienischen Königreich zugesprochen wurde, inzwischen zum Schmerz jedes deutschfühlenden Herzens gefallen ist, so erscheint dieses Buch, das noch in letzter Stunde der Abwehr dieses unerhörten Attentats auf Wahrheit und Recht helfen sollte, dennoch nicht überflüssig und

¹⁾ M. Heyne: Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer; Das deutsche Wohnwesen, S. 18 u. Anm.

nutzlos. Die Stimme der Wahrheit darf nicht verstummen, und in der ersten Stunde des neuen Gewaltzustandes muß der unerbittliche und unermüdliche Protest gegen ihn vom deutschen Volke Tirols und seinen berufenen Stimmführern einsetzen. Über zwanzig namhafte tirolische Gelehrte haben sich in diesem schönen Buche einmütig zusammengefunden, um die geschichtlich tief begründete und gewurzelte deutsche Volksart der südtirolischen Bevölkerung zwischen der Salurner Klause und dem Brenner allseitig zu beleuchten und zu erweisen; und ebenso wird mit der Schilderung des ladinischen Volkstums, das sich wirtschaftlich und nationalpolitisch stets aufs engste mit den Deutschen Südtirols verbunden zeigt und von italienischnationalem Wesen nichts wissen will, in der gleichen politischen Richtung und Absicht gearbeitet. Das Buch ist vorzüglich geeignet, sowohl jedem Deutschösterreicher das fragliche Volksgebiet eng vertraut zu machen, wie es auch besonders die neutrale Welt und alle Einsichtigen in den Ententestaaten über die ganze schwere Unbill der Zerreißung des deutschen Tirols aufs neue aufklären wird.

Hans Rotter: Die Josefstadt. Geschichte des 8. Wiener Gemeindebezirkes. Wien 1918. Selbstverlag.

Mit dem 8. Wiener Gemeindebezirk ist dank der Übernahme des ehemals Schnbornschen Sommerpalasts in der Laudongasse das Geschick unseres Museums für Volkskunde nunmehr dauernd verbunden; umsomehr Grund, auch an dieser Stelle des oben angezeigten, für die Lokalgeschichte des 8. Bezirkes bedeutsamen Werkes zu gedenken. berall gilt es, in Stadt und Land, im Interesse der Volkskunde den Sinn der Bevölkerung für die Geschichte und den Werdegang der Heimat zu wecken. In zahlreichen alten Straßen- und Hausbenennungen liegt hier so manches geschichtliche Zeugnis vor; von hier aus wird die städtische Bevölkerung, zumal die studierende Jugend, leichter zum Verständnis der Bedeutung der Flur- und Ortsnamen für die Besiedlungsgeschichte eines bestimmten Gebietes anzuleiten sein. Auch das volkstümliche städtische Leben früherer Zeitepochen spiegelt sich in zahlreichen mitgeteilten Einzelheiten einer solchen städtischen Chronik. So sei das Werk freundlichster Beachtung namentlich in Schulkreisen empfohlen.

Norbert Krebs: Deutschösterreich. Sonderabdruck aus der Geographischen Zeitschrift, Band 25, Heft 2/3. Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Norbert Krebs: Die Grenzen des deutschen Volkstums. Sonderabdruck aus „Die Umschau“, Wochenschrift über die Fortschritte der Wissenschaft und Technik. Frankfurt a. M. XXIII. Jahrg., Nr. 10. 1919.

Die großen politischen Fragen, die kürzlich bezüglich Deutschösterreichs und Deutschlands zur Entscheidung gebracht wurden, bergen vor allem Raum- und Grenzfragen in sich, und diese zu beleuchten ist Pflicht des Geographen. Ein hervorragender Vertreter dieser Wissenschaft, Prof. N. Krebs, erörtert in den beiden vortrefflichen oben genannten Abhandlungen die Raum- und Grenzfragen, die Volksdichte und die Grundlagen der wirtschaftlichen Kraft der zwei Reiche, wobei auch die stammhaften Besiedlungsverhltnisse vielfach Beleuchtung finden. Es kann nur dringend gewünscht werden, daß solche klare, auf eine Fülle statistischer und wirtschaftsgeographischer Tatsachen gegründeten Auseinandersetzungen von den entscheidenden Faktoren entsprechend gewürdigt werden und daß sie zum Gemeingut jedes denkenden, für das Schicksal seines Vaterlandes sorgenden Deutschsterreichers werden mögen.

Handbuch von Polen (Kongreßpolen). Beiträge zu einer allgemeinen Landeskunde. Herausgegeben von Dr. E. W und erlich auf Grund der Studenergebnisse der Mitglieder der Landeskundlichen Kommission. Zweite, vermehrte Auflage. Mit 55 Tafeln, 19 Karten, 50 Textfiguren. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Berlin 1918. XXVII. 194 Seiten. Lexikonoktav.

Als ein rühmliches Zeugnis des deutschen, von tiefgründiger Wissenschaftlichkeit getragenen Verwaltungsgeistes, wie er während des Krieges in den von den deutschen Truppen besetzten Gebieten überall Grundlagen schaffend gewaltet hat, liegt für Kongreßpolen neben einer Reihe anderer bedeutsamer Veröffentlichungen, die zum Teil bereits erschienen, zum anderen Teil in Vorbereitung sich befinden, in zweiter, stark vermehrter und bereicherter Auflage das oben angezeigte Handbuch einer wissenschaftlichen Landeskunde.

kunde von Kongreßpolen vor. Es bildet das erste zusammenfassende Werk über dieses Gebiet, das für die deutschen Interessen im Osten von der allergrößten Bedeutung ist. Für unsere besonderen wissenschaftlichen Bedürfnisse kommt der achte, der Volkskunde von Dr. A. Schultz gewidmete Abschnitt, sowie der neunte über Besiedlung und Bevölkerung, bearbeitet von Dr. H. Praesent, im Speziellen in Betracht. Sowohl auf Grund der früheren, regen volkskundlichen Arbeiten seitens der polnischen Folkloristen, wie auf Grund eigener Beobachtungen hat Dr. A. Schultz ein sehr übersichtliches Bild des polnischen Volkslebens und der polnischen Volkskultur entworfen, das durch zahlreiche Abbildungen der volkstümlichen Wohnweise wie des Trachtenwesens höchst dankenswert belebt ist. Der von dem Verfasser unternommene Versuch einer Gliederung des polnischen Volkes in einzelne ethnographische Gruppen auf Grund der geistigen und materiellen Kultur — die körperliche Beschaffenheit ermöglicht die Aufstellung räumlich getrennter Volksgruppen nicht — darf als ein vielversprechender Anfang auf diesem Volksboden über die allgemeinste Orientierung hinauszukommen und zu wirklich wissenschaftlichen Forschungsmethoden vorzudringen, gewertet werden. Ein ausführliches, gut gegliedertes Literaturverzeichnis (134 Nummern umfassend) wird jegliche Weiterarbeit auf diesem Gebiet künftighin wesentlich erleichtern und anregen. Der Abschnitt: „Besiedlung und Bevölkerung“ behandelt die Umbildung des Landes durch die Besiedlung und die Bevölkerungsgeographie; ein weiteres Kapitel ist den Siedlungstypen — ländlicher und städtischer Art — und ihrer Chronologie gewidmet, wobei die Verteilung der Deutschen innerhalb Kongreßpolens besondere Berücksichtigung gefunden hat. Auch dieser Abschnitt ist durch ein 147 Nummern zählendes Literaturverzeichnis bereichert. Überflüssig, hinzu zufügen, daß auch alle anderen uns hier nicht näher beschäftigenden Abschnitte zur Landeskunde Polens von ersten Fachmännern mit der gleichen Sorgfalt und wissenschaftlichen Gründlichkeit gearbeitet und mit dem reichsten Abbildungsmaterial ausgestattet sind.

Armenien. Beiträge zur armenischen Landes- und Volkskunde. Herausgegeben auf Veranlassung der Deutsch-armenischen Gesellschaft von Paul Rohrbach. Verlag von J. Engelhorn's Nachf. in Stuttgart. 1919.

In einer größeren Reihe von Aufsätzen verschiedener Verfasser — unter welchen sehr bekannte Namen wie Paul Rohrbach, A. v. Schweiger-Lerchenfeld, Josef Strzygowski, Dr. J. Greenfeld und armenische Gelehrte selbst erscheinen — wird in vorliegendem Werk eine sehr erwünschte und soweit möglich zutreffende Orientierung über Landes- und Volksverhältnisse Armeniens geboten, jenes Orientgebietes, dem zufolge seiner geographischen Lagerung, seiner Bodenschätze und der Tüchtigkeit seiner altkultivierten christlichen Bevölkerung seit jeher eine bedeutende Geschichts- und Kulturrolle im vorderen Orient zugefallen ist. Für die allgemeine Volkskunde im besonderen, die sich schon mehrfach mit der armenischen Bevölkerung und deren materieller wie geistiger Volkskultur befaßt hat, finden wir in einigen Aufsätzen des Buches interessante Beiträge beigebracht, die, wenn auch nicht tendenzfrei, doch als Materialsammlungen willkommen geheißen werden müssen. Namentlich die Übersetzungen von zahlreichen armenischen Volksliedern und der angeschlossenen armenischen Lyrik, endlich auch der besonders reiche und volkskundlich bedeutungsvolle Bilderschmuck des Werkes (128 Abbildungen) dürfen rühmend hervorgehoben werden.

Viktor Geramb: Von Volkstum und Heimat. Gedanken zum Neuaufbau. Graz 1919. Verlag von Ulrich Mosers Buchhandlung. 148 S. Klein-Quart.

Prof. Dr. Oskar Werse: Deutsche Heimat und Stammesart im Unterricht an höheren Schulen. 66 S.

Prof. Dr. Paul Hermann: Einführung in die deutsche Mythologie auf höheren Lehranstalten. 80 S.

Derselbe: Glaube und Brauch der alten Deutschen im Unterricht auf der Oberstufe höherer Schulen. 78 S. („Deutsch-Unterricht und Deutsch-Kunde“. Herausgegeben von Dr. Kl. Böjunga.) Berlin W 57. Verlag von Otto Salk, 1919.

Vom Wiederaufbau unseres Glaubens an Volk und Heimat, von der Wiedergewinnung eines fest im Heimatboden wurzelnden Daseins nahe unserer Mutter Erde,

spricht die erste der genannten Schriften mit so beredter Bewegung, daß es schwer fällt, mit der Feder in der Hand Worten des Glaubens und der Liebe sich zu stellen.

Denn als lebendige Rede war das vermeint, was der Autor als Mahnung und Aufruf hier in sechs Abschnitten nachträglich auf das Papier gebannt hat. Er verdient darin zweifelsohne die ernsteste Beachtung. Es sind dies: „Briefe eines Daheimgebliebenen an einen Heimkehrenden“ als Mahnung zur aufrecht weiterstrebenden, glaubensvollen Arbeit. „Vom deutschen Wesen“ (zur gemütvollen geistigen Vertiefung), „Gedanken über Volkskunde und Heimatschutz“, über „Die nationale Bewegung und die Volkskunde“, eine vorzügliche Übersicht über die Entwicklung des volkskundlichen Denkens im Schoße des deutschen Volkes, endlich „Der Heimatgedanke im Neuaufbau unseres Staates“, der auf politischem, wirtschaftlichem und geistigem Gebiete Rücksichtnahme auf das volkstümlich ererbte Gut verlangt. Wir wollen den Worten des begeisterten Heimatfreundes nichts von ihrem Schwung nehmen, glauben aber, das Problem an und für sich noch weiter fassen zu sollen.

Die Kluft, die heute zwischen Stadt und Land sich aufgetan hat, kann wohl nur durch gegen-eitige Ausgleichung überbrückt werden; wie die Dinge heute liegen, wäre es gut, wenn der Landbevölkerung jenes moralische Erstarken vermittelt werden könnte, das sie mit bewußter Wahl dem still fortwirkenden bodenständigen Volkstum der Städte und seinen besseren Neigungen sich zuwenden ließe, statt mit recht bedenklicher Widerstandslosigkeit auf einen vorteilhaften Handel hin sich einzulassen, wo es immer geht, und dann im protzigen Pharisäertum den Stadtgeist als solchen zu verdammen.

Es muß der Landbevölkerung alles Ernstes, auch die Kulturaufgabe des städtischen Wesens, soweit es Teil unserer Volkskultur ist, vor Augen gehalten werden, nicht bloß umgekehrt. Möge der verdiente Heimatforscher auch diesen Weg der Volksbildung noch weiter ausbauen und bahnen helfen!

Daß vieles Alte daher dahinsinken wird und muß, wird der Kulturforscher nach den Beispielen der Vergangenheit als schlechthin gegeben annehmen und verzeichnen, der Heimatfreund wird seine persönliche Gesinnung um so tiefer an den fruchtbaren Gedankengängen Dr. Gerambs stärken, wo sie ihm Zukunftsaussichten eröffnen.

Welcher Weg zur Vertiefung des volkskundlichen Wissens aller Kreise zu beschreiten ist, zeigen uns mit gewohnter planmäßiger Gründlichkeit ein paar Schriften aus Deutschland, „Über die Deutschkunde im Unterricht an höheren Schulen“, die aus dem altgewohnten Lesestoff für Glaube und Brauch des eigenen Volkes alle Wesenszüge aufzuzeigen vermögen.

In der Tat wird der wahrhaft tieferblickende Leser, der solchermaßen aus dem Stoff selbst abzuleitenden Unterlagen für Vorstellungsinhalt und Dichterwerk späterer Zeiten nicht entraten wollen und können, und es ist nur mit allem Beifall zu begrüßen, wenn die weiteren geplanten Hefte, wie aus der Ankündigung hervorzugehen scheint, sich geradezu zu einer deutschen Kulturgeschichte zusammenschließen werden.

Dr. A. Haberlandt.

Böhmerwälder Dorfbücherei. Verlag der „Moldavia“ in Budweis. Die volkstümlichen Überlieferungen der Heimat, welche durch die volkskundliche Arbeit gesammelt und geborgen wurden, überall den Heimatgenossen wieder zurückzugeben, soweit sie für das Leben und den Volksgeist Wert und Interesse haben, ist ein sehr richtiges und dankenswertes Beginnen. Der Volkspoesie und dem Volkshumor ihren Weg ins Herz des Volkes zu bahnen, die Wertschätzung der alten Volkskunst allgemein zu machen, Natur- und Heimatschutzbestrebungen einzubürgern, die Kenntnis alterprobter Wirtschafts- und Arbeitsformen zu verbreiten — all dies und noch so manch andere volkskundliche Themata vermögen in der Tat einer modernen „Dorfbücherei“ fortlaufend Stoff und Gehalt zu geben. Namen wie Josef Blau, Watzlik, Leppa, Jungbauer, Schacherl u. a. m. die hinter dem Unternehmen dieser Böhmerwälder Dorfbücherei stehen, sind die beste Gewähr für eine treffliche Durchführung der Sache. Möge die Teilnahme der Bevölkerung dem Werke nicht fehlen. Heute ist überall doppelt und dreifach Pflicht eines jeden, fest zur Heimat zu halten.

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum für Volkskunde.

25 Jahre

Verein und Museum für österreichische Volkskunde

(1894—1919).

Von Prof. Dr. M. Haberlandt.

Ein Vierteljahrhundert ist verflossen, seit der von mir in Gemeinschaft mit dem 1903 verstorbenen Dr. Wilhelm Hein gegründete Verein für österreichische Volkskunde am 19. Dezember 1894 unter den verheißungsvollsten Auspizien ins Leben trat — fünfundzwanzig Jahre voll Arbeit und Sorgen, die aber auch — dies darf mit berechtigter Genugtuung ausgesprochen werden — von ungewöhnlichen Erfolgen gekrönt sind.

In allen Kulturstaaten begann sich damals in der gebildeten Welt das lebhafteste Interesse für Heimatforschung und Volkskunde zu regen, überall entstanden Vereine und Zeitschriften für Volkskunde. In Österreich, wo die unparteiische wissenschaftliche Pflege der Volkskunde auch eine besondere nationalpolitische Bedeutung besaß und infolge der ethnographischen Mannigfaltigkeit der Bevölkerung ungewöhnlichen Schwierigkeiten begegnete, übernahm der Verein für österreichische Volkskunde diese vom Zeitgeist geforderte kulturelle und wissenschaftliche Aufgabe und führte sie in seiner bisherigen fünfundzwanzigjährigen Tätigkeit unter äußerster Anspannung aller verfügbaren Kräfte durch. Der Verein für österreichische Volkskunde wurde mit seinen beiden von mir begründeten und geschaffenen Hauptschöpfungen: der Zeitschrift und dem Museum für österreichische Volkskunde, der unbestrittene Führer der volkskundlichen Bewegung und Arbeitsgemeinden Österreichs und hat durch seine streng wissenschaftliche Haltung und Methoden, seinen Arbeits- und Sammeleifer mit den erfreulichsten Erfolgen auf die gesamte volkskundliche Arbeit in Österreich vorbildlich und erziehlich eingewirkt. Im besonderen ist die sachliche Volkskunde, das Studium der Haus- und Trachtenkunde und besonders die kunstwissenschaftliche Erforschung der Volkskunst, welcher auch der Sammeleifer unseres Museums in hervorragendem Maße zugewendet war, durch uns und unsere Mitarbeiter auf das intensivste gepflegt und grundlegend bearbeitet worden.

Fünfundzwanzig Bände der Zeitschrift für Volkskunde nebst dreizehn Ergänzungsheften (bez. Bänden), an welchen fast alle namhaften Volksforscher Österreichs mitgearbeitet haben, brachten zahllose größere und kleinere Beiträge zur Volkskunde nicht nur der österreichischen Volksgebiete; unser Arbeitsbereich wurde frühzeitig über den Bereich der Monarchie hinaus auch auf andere europäische Volksgebiete, namentlich Bosnien, die Herzegowina, die Balkanländer, Italien, die Schweiz, Frankreich (Bretagne, Baskengebiet), Rußland, erstreckt und so dem ver-

gleichenden Gesichtspunkt, der stets unser wissenschaftlicher Leitstern war, überall Rechnung getragen. Die wissenschaftliche Erforschung der österreichischen Volkskunst und der mit ihr in kulturgeschichtlichem Zusammenhang stehenden sonstigen europäischen Volkskunstgebiete, sowie die mustergiltige und vorbildliche Reproduktion des einschlägigen Volkskunststoffes in meinen grundlegenden großen Publikationen »Österreichische Volkskunst« (2 Foliobände mit 120 Lichtdrucktafeln) und daraus »Textile Volkskunst aus Österreich« (45 Lichtdrucktafeln), ferner »Werke der Volkskunst« (3 Bände mit 100 Lichtdrucktafeln, unterstützt von zahlreichen Mitarbeitern), sowie dem Werke: »Volkskunst der Balkanländer« von Dr. Arthur Haberlandt (mit 26 Lichtdrucktafeln) darf hier mit berechtigter Genugtuung als eine der bedeutungsvollsten Leistungen unserer Gesellschaft und ihres Museums angeführt werden.

Mit dem allergrößten Nachdruck und mit dem Gefühl wahren vaterländischen Stolzes gedenken wir aber vor allem unserer Hauptschöpfung: der Gründung und glänzenden Entwicklung des Museums für österreichische Volkskunde, welches nach 20 Jahren vorbereitenden Bestandes in den beschränkten Mieträumlichkeiten des Börsegebäudes nunmehr im eigenen selbständigen Gebäude (dem ehemals gräfl. Schönbornschen Sommerpalast) seine gänzliche Neugestaltung erfahren hat und mit dem Sammlungsbestand von über 40.000 Museumsobjekten wohl zu den größten und bedeutendsten volkskundlichen Museen Europas zählt. Das hauptsächlich in glänzender Weise vertretene Sammlungsgebiet des Museums ist Deutschösterreich. Die bodenständige volkstümliche Kultur, Arbeit und Kunst der deutschen Alpenländer und des Deutschsüdenlandes in allen ihren Äußerungen sind hier zur Darstellung gebracht. Weitere belehrende Sammlungsgruppen beziehen sich auf die Volkskunde der Tschechoslowaken, der Polen und Ruthenen sowie der Südslawen und Romanen, also sämtlicher im früheren österreichischen Staatsrahmen zusammengefaßten Nationalitäten. Endlich ist — um die bestehenden nationalen und kulturellen Zusammenhänge im weiteren europäischen Umkreis aufzuzeigen — auch eine Reihe von volkskundlichen Gruppen aus Deutschland, der Schweiz, Frankreich, Italien, dem ehemaligen russischen Reich und besonders aus den Balkangebieten zusammengebracht worden, so daß das Wiener Museum für Volkskunde wohl als einziges wissenschaftliches Institut in Europa mit dem österreichischen Sammlungskern auch zugleich über eine allgemeine europäische volkskundliche Sammlung großen Stils verfügt.

Der hohe Bildungswert dieses Museums liegt auf der Hand: die heimische nationale Kultur wie die verbindenden und vermittelnden Beziehungen der europäischen Völker werden hier in eindruckvollster Art zur Darstellung gebracht. Als Unterrichtsmittel für die studierende Jugend und die gesamte Bevölkerung, als Pflanzschule des gewerblichen und künstlerischen Schaffens in nationalem Geiste, als Wahrzeichen Deutsch-

österreichs und seiner kulturellen Mission in seiner bisherigen Völkermwelt hat unser Museum seit einem Vierteljahrhundert auf das öffentliche und wissenschaftliche Leben mit allgemein ehrenvoll anerkannten Erfolgen gewirkt. Zur Würdigung dieser Leistung darf ergänzend gesagt werden, daß die Schaffung des Museums neben der wissenschaftlichen vor allem auch die ausgedehnteste organisatorische und musealtechnische Arbeit vieler Jahre erfordert hat und daß unsere Gesellschaft diese ihre Schöpfung auch finanziell der Hauptsache nach auf privater Hilfe aufzubauen hatte. Weit über eine Million Kronen mußten zu diesem Zwecke im Laufe der Jahre aufgebracht werden; das erzielte Ergebnis, der jetzige Wert der Museumssammlungen und der aufgebrachten Museumseinrichtung, ganz abgesehen von ihrem unschätzbaren wissenschaftlichen Wert, beläuft sich sicher auf den Betrag von über zehn Millionen Kronen und stellt das unbelastete freie Eigentum unserer Gesellschaft dar.

Mit pietätvoller dankbarer Erinnerung gedenken wir heute an diesem Tage befriedigter Rückschau der zahlreichen Helfer und Mitarbeiter an dem gemeinsamen Werke: der verewigten früheren Präsidenten des Vereines, der Freiherren v. Gautsch und Helfert und der Grafen Johann Harrach und Vinzenz Latour, die jeder durch eine Reihe von Jahren mit ihrem ganzen Einfluß und großem Interesse für die Vereinsbestrebungen eingetreten sind; wir danken dem gegenwärtigen Präsidium: dem Präsidenten Rudolf Traun und Abensperg und den Vizepräsidenten Sektionschef Dr. A. Breycha, Kommerzialrat Oskar Hoefft und Prof. Dr. Eugen Oberhummer für alle ihre erfolgreichen Bemühungen; ich erwähne mit herzlichster Dankbarkeit die wertvolle Unterstützung durch die zahlreichen namhaften Persönlichkeiten, die in diesem Vierteljahrhundert im Vereinsausschusse ihre Mitwirkung geliehen haben, unter welchen sich der langjährige Vizepräsident des Vereines Hofrat Prof. Dr. V. Jagić, Ing. Anton Dachler, Oberbaurat J. Koch, Direktor A. Walcher, † Dr. S. Feßler, Staatsbahnrat H. Fischl besonders um unsere Sache bemüht haben; mit Dankbarkeit gedenke ich auch des Mitbegründers unserer Gesellschaft, des allzufrüh geschiedenen Ethnographen Dr. W. Hein. Von Seite des früheren Hofes wie von der alten Staatsregierung sind unsere Bestrebungen jederzeit anerkannt und gefördert worden, wenn auch der leitende Gesichtspunkt dabei stets blieb, die volkskundlichen Bestrebungen hätten sich in erster Linie auf die Bevölkerung selbst zu stützen. Dieser Parole gemäß haben wir gehandelt, und wenigstens in einem erlesenen Kreise von Freunden und Gönnern unserer Wissenschaft haben wir offenen Sinn und offene Hand für unsere Arbeit gefunden. Ich nenne hier mit besonderer Dankbarkeit die Namen Dr. Rudolf Trebitsch, Philipp und Paul Schoeller, Fürst Johann Liechtenstein, Anton Dreher, Bernhard Wetzler und J. Mautner — durchwegs Männer, an deren Einsicht und Opferwilligkeit ich mich niemals vergeblich gewendet habe, wenn es galt, wertvolle Volks- und Kunstgüter unserem Museum zu retten.

Bei Bewältigung der wissenschaftlichen und musealen Arbeit, deren Hauptlast ich selbst in diesem vollen Vierteljahrhundert zu tragen hatte, habe ich mich von mancher Seite eifriger Unterstützung zu erfreuen gehabt; die wirksamste wurde mir in den letzten zwölf Jahren, gerade in der Periode stärkster Beanspruchung unserer Kräfte, von Seite meines treuesten Arbeitsgenossen, des Kustosadjunkten und Privatdozenten Dr. Artur Haberlandt, den mir die Natur selbst an die Seite gestellt hat, zuteil. Allen Mitarbeitern und Mitgliedern, die durch lange Jahre hindurch treu zu unserer Fahne gehalten haben, sei in dieser Stunde der Erinnerung wärmstens gedankt.

Ein Rückblick, wie wir ihn heute befriedigten Herzens auf eine lange Epoche hinter uns liegender erfolgreicher Arbeit werfen durften, wird, um nicht eitel und fruchtlos zu erscheinen, sich schließlich in einen Ausblick auf die Zukunft zu verkehren haben. Welche Aufgaben harren noch unser? Jede Institution, die mit dem Kulturleben der Gegenwart engeren Zusammenhang hat, verändert und erweitert naturgemäß ihren Aufgabenkreis. Dies organische Wachstum möge auch unserer Gesellschaft und unserer Museumsarbeit künftighin beschieden sein — in rein wissenschaftlicher, in erzieherischer und volksbildnerischer wie in praktischer Richtung. Wissenschaftlich werden wir den Ausbau und die Vertiefung der volkskundlichen Forschung in deren stets innigerer Verknüpfung mit Vorgeschichte und Kultur- und Kunstwissenschaft zu suchen haben, sowie die Volkskunde andererseits immer intensiver auf die philologischen Disziplinen einzuwirken berufen ist. In praktischer Hinsicht werden wir die Pflege der volkstümlichen Arbeit und ihre gesunde Weiterbildung unermüdlich zu empfehlen und nach Kräften zu fördern haben, indem wir immer weiteren Volkskreisen die Augen über den unverlierbaren Wert der bodenständigen Produktion und Volkskunst öffnen und die heimischen Güter selbst, wie bisher, nach Möglichkeit schützen und retten wollen. Die größte unserer Aufgaben aber erkenne ich darin, die Pflege der Volkskunde zu einer Bildungs- und Herzenspflicht jedes Volksgenossen zu erheben. Nicht abseits vom großen Lebens- und Arbeitsstrom der Bevölkerung auf rein wissenschaftlicher hoher Warte soll künftighin die Volkskunde verharren, sondern sie kann und soll auch durch Schule und Lehre, durch Beispiel und Anschauung ein idealer Regulator des Volkslebens, ein verlässlicher Wegweiser aus der Vergangenheit in die Zukunft sein. In unserem gesamten Werke, zumal in unserem Museum für Volkskunde ein starkes Bollwerk unseres Volkstums und der heimatlichen Güter aufgebaut zu haben, ist so unser edelster Stolz und unsere stärkste Hoffnung für die Zukunft.

Die Eröffnung des Museums für Volkskunde im Frühjahr 1920.

Als Zeitpunkt für die offizielle und vollständige Eröffnung des Museums für Volkskunde kann nunmehr voraussichtlich der Frühling 1920 ins Auge gefaßt werden. Die Sammlungen im I. Stockwerk des Gebäudes (Raum I—XXV) sind vollständig aufgestellt und durch reichliche Etikettierung aufgeschlossen. Ihre Besichtigung durch verschiedene Schulen, Vereine und Einzelpersonen unter sachkundiger Führung hat bereits vielfach stattgefunden und wird bis zur eigentlichen Eröffnung des Museums (gegen vorherige Anmeldung bei der Direktion oder beim staatlichen Volksbildungsamt, I. Minoritenplatz 5) ermöglicht werden, soweit die derzeitige Unbeheizbarkeit des Gebäudes einen stärkeren Besuch zuläßt, Gegenwärtig wird an der Fertigstellung der Bauernstuben sowie der Räume VII—XII, welche die Sammlungen aus den Adria- und Balkanländern aufzunehmen haben, gearbeitet. Ein kurzer Führer durch die Sammlungen ist bereits im Druck und wird bei Eröffnung des Museums den Besuchern zur Verfügung stehen.

Subventionen und Spenden.

Das Staatsamt für Unterricht hat zur Bestreitung der Verwaltungskosten des Museums pro 1919/20 einen Betrag von K 5000 und den gleichen Betrag von K 5000 als Ablösung der Eintrittsgelder gelegentlich der vom Volksbildungsamt veranstalteten Museumsführungen überwiesen. — Das Staatsamt für Handel und Gewerbe hat dem Museum desgleichen eine Subvention von K 4000 für 1919/20 bewilligt. — Die Wiener Gemeindevertretung hat über Antrag des Vizebürgermeisters G. Emmerling in Würdigung der volksbildnerischen Bedeutung des Museums für Volkskunde die Bezahlung des Mietzinses für das Museumsgebäude vorläufig auf die Dauer eines Jahres erlassen und gleichzeitig pro 1919 eine Subvention von K 10.000 zur Bestreitung der Museumskosten bewilligt. — Für sämtliche Zuwendungen wird hiemit der wärmste Dank des Präsidiums und der Direktion abgestattet.

Herr Rat Adolf Falkenstein ist mit einem Beitrag von K 500 als Gründer beigetreten.

Zeitschrift für Volkskunde.

Um für die seit mehreren Jahren außerordentlich gesteigerten Herstellungskosten der Zeitschrift für Volkskunde Deckung zu finden, hat sich die Vereinsleitung entschließen müssen, entsprechend dem Vorgehen aller übrigen gelehrten Gesellschaften, den Bezugspreis für die Zeitschrift sowohl bezüglich des laufenden Jahrganges wie hinsichtlich der früheren Jahrgänge, der Ergänzungshefte und der Sonderabdrücke entsprechend zu erhöhen. Der Bezugspreis per Band stellt sich demgemäß für die Mitglieder künftighin auf K 10 (in der Landeswährung) = 10 Fres. = 8 Mark, die Ergänzungsbände und Sonderabdrücke werden mit einem 150prozentigen Teuerungsanschlag abgegeben. — Der restliche Vorrat an den Veröffentlichungen: „Österreichische Volkskunst“, 2 Bände (120 Lichtdrucktafeln) von Prof. Dr. M. Haberlandt, und „Werke der Volkskunst“ (Band I—III) mit zusammen 100 Lichtdrucktafeln ist an den Kunstverlag A. Schroll & Co., I. Graben 25, übergegangen und durch diesen erhältlich. Im gleichen Verlag erschien das Werk: „Volkskunst der Balkanländer“ (mit 26 Lichtdrucktafeln) von Dr. Artur Haberlandt und ist durch diesen Verlag zu beziehen. (Für Mitglieder des Vereines zum ermäßigten Preis von K 75.)

Mitgliederbewegung.

Im Jahre 1919 sind weiter als neue Mitglieder angemeldet (1. Ausweis Seite 63): Walter Freitag, Dr. Rob. Heine-Geldern, Dr. A. Hrodegh, Ingenieur Adolf Kraus, Doktor R. Kühnelt, Privatier Hans Lukasch, Karl Liebleitner, Gartenbauarchitekt Rudolf Lange (Nürnberg), Lehrer Karl Marsch, Dr. N. Mandl, Vlad. Pinzak, Frau Anna Sedlmayer-Eisenholm, Prokurist K. Schaffer-Wich, Rudolf Schäffer, Dr. Franz Schwertz (lebensgl.), A. Schachleiter, Universitätsbibliothek Kiel, Nelly Wahl.

An Fördererbeiträgen sind eingelaufen: Beiträge von Bankhaus Rothschild, Wiener Börsekammer, Haus Sobotka, Stephan Mautner, Siemens-Schuckertwerke, Gesandter Kuefstein, Zentralbank der deutschen Sparkassen, Emil Karpeles, Erste österreichische Sparkasse, F. Schönthaler & Söhne, Baron Economo, Emmy Medinger.